

Vorwort

I.

Seine Hand zitterte, als er den Hörer aus der Hand legte. Er sah hinab auf diese Hand, die ihm plötzlich fremd vorkam, als gehöre sie einem Menschen, den er nicht kennt, und der ihm Angst macht.

Er hatte einen Weg beschritten, und er konnte nicht mehr zurück. Es war seine alleinige Entscheidung gewesen. Allein. So wie er seit so vielen Jahren, Jahrzehnten zum Alleinsein verdammt war.

Er ging zum Bücherregal und zog mit zielsicherem Griff einen Band aus einer langen Reihe. Sanft glitt seine Hand über den Einband aus weichem, warmem Leder.

Baudelaire. Die Blumen des Bösen.

Wie ein dunkler Schatten, kam die Erinnerung. Wie aus weiter Ferne, hörte er eine Stimme – eine Stimme, die schon so lange verstummt war. Eine Stimme, die las, Verse las, aus diesem Buch, sanft und einfühlend.

Er blätterte, bis er die Seite fand, die er gesucht hatte, ging zum Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und einen Füllfederhalter und schrieb sie auf.

Er sah auf die Uhr. Wie viel Zeit blieb ihm noch?

II.

Seine Schritte waren schwer, seine Füße vermochten sich kaum von Boden zu lösen. Er ging schleppend, fast wie in Zeitlupe. Es war, als sähe er sich selber zu, als sei er hinausgetreten aus seinem Körper und beobachte den seltsamen, für ihn fremden Mann, der einsam durch die menschenleeren Straßen ging. Jeder Schritt auf dem regennassen Asphalt hallte zwischen den Häusern wieder, deren erleuchtete Fenster wie die wachsamen, neugierigen Augen eines stummen Beobachters auf ihn hinabblickten.

Er ging wie in Trance einen vorgeschriebenen Weg, von dem es keine Abweichungen gab, der ihn schnurgerade auf sein Ziel führte. Dorthin, wo alles begonnen hatte, wo es jetzt sein Ende fand.

Allein in der Dunkelheit. Wolken, deren pastellenes Grau auch am Nachthimmel noch zu erkennen war, zogen über ihm ihre Bahn. Ab und zu, wenn die Wolkendecke für einen kurzen Augenblick aufriss, blitzten Sterne auf, als habe jemand unvermittelt ein Fenster geöffnet. Suchend sah er sich um. Es hatte sich einiges verändert. Doch er erkannte die Grundstrukturen.

Er schlug den Kragen seines Mantels hoch und zog den dunklen Hut tiefer ins Gesicht hinein. Die Gegend war noch immer ruhig, vornehme Zurückgezogenheit, distinguierter Abstand, der auch ein Abstand zum Leben war, das man vor der Mauer ließ, die man um sein Grundstück gezogen hatte.

Er erinnerte sich. Und doch war es, als blicke er von einer höheren Perspektive auf das Leben eines anderen. Und so war es ja auch. Er führte das Leben eines anderen. Seit so vielen, einsamen Jahren.

Die Giebel des alten Hauses ragten wie ein drohender Finger in den wolkenverhangenen Himmel hinein. Es begann zu nieseln.

Die dunklen Fenster, wie die leeren Augenhöhlen eines Totenkopfes, starrten ihn vorwurfsvoll an.

Er ließ den Blick über die Hausfassade gleiten, die sich in gleichförmigen schwarz vor dem unruhigen Nachthimmel abhob.

Alles war tot, das Haus, der Garten. Eine einzige vorwurfsvolle Anklage.

Ein Ankläger, der zugleich noch etwas anderes war. Ein stummer Zeuge.

Die Geheimnisse die es barg und seit mehr als fünfzig Jahren mit sich herumschleppte, so wie er selbst, hatten es besiegt.

Es so wieder zu sehen....

Er schloss für einen Augenblick die Augen, die Erinnerung übermannte ihn. Er verlangsamte den Schritt, blieb schließlich stehen. Er hatte nicht damit gerechnet, dass es ihn so mitnehmen würde.

Kinderlachen. Zwei Jungen in Mastrosenanzügen, die fröhlich im Schatten der hohen Bäume spielten. Das Gras duftete, die Blumen verströmten ein süßes Parfum, das nach Sommer, Sonne und Glück roch.....

Nein.

Er musste es unterdrücken.

Er atmete tief durch, sein Puls raste, das Herz schlug zu schnell. Er hielt einen Augenblick inne, sammelte sich.

Das alte Eisentor hing schief in den verrosteten Angeln. Es stand einen Spalt offen.

Er war also schon da.

Unter seinen Füßen knirschte der von Unkraut durchwachsene Kies, der den kurzen, gewundenen Weg, der zum seitlichen Eingang des Hauses führte, bedeckte. Es war ein störendes Geräusch.

Ein Licht, schnell, huschend, im Parterre des Hauses, durchbrach die Dunkelheit.

Er war da. Er sah sich um. Dieses Haus barg auch seine Erinnerungen.

Krampfhaft umschlossen seine Finger den metallenen, kunstvoll verzierten, alten Dolch in seiner Manteltasche.

Er fand, es war für den Anlass das passende Mordwerkzeug. Er überlegte, woher er ihn hatte. Er stammte wohl aus dem Besitz seines Vaters. Noch etwas, das zurückkehrte, nach einer langen, qualvollen Reise. Ein weiterer Kreis, der sich schloss.

Die wenigen, von einem steinernen Baldachin überdachten Stufen zur Haustüre hatte das Unkraut, das aus den Ritzen spross, gesprengt. Einzelne Stücke waren heraus gebrochen, ein Netz aus feinen Rissen überzog die Steine.

Verfall und Tod. Überall. Er musste gegen einen ihn plötzlich überkommenden Brechreiz ankämpfen.

Dabei stand alles so klar vor seinem inneren Auge, als sei es nicht so viele Jahre her, dass er hier in diesen Mauern glücklich gewesen war. Das einzige wirkliche Mal in seinem Leben.

Er umrundete das Haus und gelangte zu einer mit Steinplatten belegten Terrasse, von der einige unebene Stufen in den Garten hinabführten. Auch zwischen diesen Steinen wucherte das Unkraut, hatte einige von ihnen auseinandergesprengt, nachdem man ihm seinen freien Willen gelassen hatte. Er wäre fast gestolpert im Dunkeln.

Eine der Terrassentüren, deren Glas längst blind geworden war, stand offen.

Wer weiß, wie lange schon.

Er schlüpfte durch die halboffene Tür ins Innere des Hauses.

Ein muffiger Gestank nach Moder und Tod schlug ihm entgegen. Der Boden war übersät mit vermoderndem Laub, das der Wind durch die offene Tür in das Zimmer geweht hatte.

Er versuchte sich zu orientieren. Er erinnerte sich des großen Salons, mit tiefen Sesseln und einem Kamin. Ein Klavier – es hatte dort hinten in der Ecke gestanden, nahe dem Erker.

Von weit her drang eine liebevolle Frauenstimme an sein Ohr, schlanke, elegante Finger, die wie ein bunter Vogel leichtflügelig über die Tasten flogen.

Auf der Heide blühen die letzten Rosen.....

Ein altes Lied, dessen Klang in seinem Kopf widerhallte. Adele.....-

Ein Geräusch ließ ihn zusammenfahren.

Er war im Stockwerk über ihm.

Er atmete tief durch. Sich jetzt nur nicht in den Labyrinthen der Erinnerung verirren!

Er verließ das Zimmer durch eine breite, zweiflüglige Tür, die in eine quadratische Halle hinausführte. Er ging langsam, die Schritte auf dem Parkettboden hätten ihn sonst verraten.

Jedes noch so kleine Geräusch hallte in dem Zweistöckwerke hohen Raum wieder.

Langsam, jeden Schritt im gesamten Körper empfindend, stieg er die Stufen in den zweiten Stock empor, so wie er einst unzählige Male unbedacht getan hatte.

Auch hier stand eine Tür halb offen. Dahinter war einst sein Schlafzimmer gewesen...

Der Schein der Taschenlampe fiel durch den offenen Spalt auf den Flur hinaus.

So leise es ging, schlich er über den Flur bis hin zu der Tür. Er hörte ein kurzatmiges, schweres Atmen.

Leise öffnete er die Tür einen Spalt breiter.

Der Lichtkegel der Taschenlampe erhellte einen kleinen Teil des Raumes. Es standen noch Möbel hier, mit weißen Tüchern, wie Leichentücher, abgedeckt.

Er stand unschlüssig im Raum, den Rücken ihm zugewandt. Er hatte ihn nicht kommen hören.

Suchend richtete er den Schein der Taschenlampe mal in diese Ecke, mal in jene.

Plötzlich drehte sich Hugo Winters um. Der helle Strahl der Taschenlampe, traf ihn wie ein Blitzschlag. Er hielt sich schützend die Hand vor Augen.

Winters hielt die Taschenlampe weiter auf sein Gesicht gerichtet. Er sah ihn forschend an, die Stirn in Falten gelegt, die Augenbrauen tief gesenkt.

„Du bist es tatsächlich“, sagte er und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ich hatte ja am Telefon gesagt, die Toten kehren zurück.“

Winters ließ langsam die Taschenlampe sinken. In seinem Blick war Ratlosigkeit, Verwunderung, Desorientierung.

Er konnte es förmlich arbeiten hören in seinem Gehirn.

Was tue ich hier?

Und doch, er war gekommen.

Eine ungeheure Wut überkam ihn plötzlich. Wie eine riesige Welle über dem Kopf eines hilflos im Meer schwimmenden, schlug sie über ihn zusammen.

Seine Hand in der Manteltasche umfasste den Griff des Dolches fester

Dann ging alles, wie in einem Rausch, Blitzschnell.

Es kam ihm so vor, als überbrücke er die Distanz zwischen ihnen, ohne den Boden zu berühren. Wie ein Todesengel, kam er über ihn. Seine Hand, jetzt fest und eisern, schnellte aus der Manteltasche hervor.

Er nahm ein kurzes entsetztes Aufflackern in Hugo Winters Augen wahr, als der erkennt...

Dann lag er vor ihm auf dem Boden.

Sein Herz raste, er glaubte keine Luft mehr zu bekommen. Er schwankte, ging einige Schritte rückwärts, bis er die Wand hinter seinem Rücken spürte und lehnte sich an.

Es dauerte einige Augenblicke, bis sein Blick wieder klar war, und er seine Umgebung wieder erfassen konnte. Fahles Mondlicht, drang durch das Fenster ins Zimmer und malte ein helles Rechteck auf den Boden. Staubflocken schwirrten aufgescheucht umher und vollführten einen irrsinnigen Tanz.

Blut. Aus der Wunde am Hals, sickerte Blut auf den Boden. Ein Leben entrann. Schnell bildete sich eine Lache, in der sich das Mondlicht spiegelte.

Winters Augen waren voller Entsetzen und Überraschung weit geöffnet. Er starrte zur Decke.

Die ganze Zeit über hatte er sich gefragt, ob er es wirklich tun konnte wenn es soweit war.

Ob er den Mut hätte. Jetzt, so schnell, so unspektakulär, war alles vorbei....

Er musste gehen. Er richtete sich auf und trat zu dem leblosen Körper vor ihm am Boden. Er war irritiert über die Leere, die er plötzlich empfand. Er fühlte sich nicht als Sieger. Er war es

auch nicht. Gerechtigkeit. Vielleicht. Er fasste in seine Manteltasche und holte einen gefalteten Zettel hervor. Er bückte sich. Er nahm die Hand des Toten, die schon kalt zu werden begann, legte den Zettel hinein und schoss die Finger darum. Als er das Zimmer verließ, so leise wie er gekommen war, wie um die Ruhe des Toten nicht zu stören, hörten ihn die Seelen des Hauses leise flüstern:

O namenloser Schmerz! Die Zeit frisst unser Leben
Indes der finstre Feind, der uns das Herz zerfleischt,
Wächst und gewaltig wird vom Blut, das wir
Vergeben.

1. Tag

2. Kapitel

Schweißperlen stehen auf der fahlen Stirn und rinnen ihm in kleinen, salzigen Bächen an den Schläfen und über die eingefallenen, hektisch geröteten Wangen hinunter, um schließlich im reinweißen Leinen des Kopfkissenbezuges zu versickern.

Das Strähnen seines langen Haares, sein Stolz und sein Markenzeichen, kleben nass am Kopf. Er stöhnt und murmelt leise unverständliche Worte, betet schließlich lauter.

Das Fieber tobt in ihm. Er glaubt sich im Fegefeuer und bei lebendigem Leibe zu verbrennen. Er hört ein schmerzerfülltes Stöhnen, eine dünne Frauenstimme dringt von weit her zu ihm, eine Stimme aus der Vergangenheit:

„Musst pressen, Barbara! Ist bald soweit!“ Ein Rauschen, als stünde er neben einem stürzenden Wildbach dröhnt in seinen Ohren. Es ist der Lauf seines Blutes. Vergangenheit und Gegenwart vermischen sich. Er weiß, er ist auf dem Weg in die unendliche, ewig währende Dunkelheit.

Er sieht seine Mutter, jung und blass, die sich in Krämpfen windet. Das Haar, wie jetzt seines, nass und verklebt. Ein schwacher Geruch von Kampfer und anderen frischen Kräutern erfüllt den Raum. Am Fenster des kleinen Dachzimmers im Hinterhaus an der Winkelstraße, dem Anbau am Anwesen des Patriziers Pirckheimer, den der reiche Kaufmann dem Kunsthandwerker vermietet hat, steht der Vater, groß, hager, blass mit ernster Miene. Ein frommer Mann, der in sich ruht, in Gott und seiner Arbeit. Eine einzige Frage beschäftigt ihn: Wird es leben, wird es überleben?

Zwei Kinder sind schon bei Gott. Das Wimmern seiner Frau Barbara reißt ihn aus seinen Gedanken. Eine schwere Hand legt sich auf seine Schulter. Koberger, der Freund, Handwerker wie er, Drucker.

„Willst’ Pate werden, wenn es lebt?“ fragt Dürer den schwergewichtigen Mann, der so ganz anders ist als er, anpackend, zuweisend. Koberger nickt stumm.

Dann ist es vorbei, der alles erlösende Schrei durchschneidet die Stille. Es lebt. Ein Lächeln huscht über das ernste, verhärmte Gesicht des Vierundvierzigjährigen. Er geht zum Bett, nimmt die Hand seiner neunzehnjährigen Frau, die sanft lächelnd die Augen niederschlägt. Mit festem, unerschütterlichen Gottglauben fügt sie sich in das Schicksal einer Frau jener Zeit und wird ihrem Mann in sechsundzwanzig Jahren achtzehn Kinder schenken – um sie eines nach dem anderen wieder zu verlieren und sich am Ende, zerstört, ausgelaugt und vor der Zeit in Gottes Hände zu begeben.

Es lebt.

Behutsam nimmt der Vater das in frisches Leinen gewickelte Kind in die Arme.

Albrecht soll es heißen, wie er und leben soll es, lieben und lachen und Gott ehren.

Es lebt und keiner der Anwesenden ahnt in diesem Augenblick des Glückes, das jenes kleine, wimmernde Wesen in den Armen des Vaters die höchsten Gipfel erklimmen-, weiter gehen wird, als je jemand vor ihm und kaum jemand nach ihm. Und vielleicht, vielleicht lächelt Gott in diesem Augenblick, weit oben, über allem, zufrieden über sein neuestes Werk.

Es ist St. Prudentien in der Kreuzwoche, der 21. Mai 1471, sechs Uhr morgens und die Sonne schickt die ersten, zarten Strahlen zur Erde und die Glocken der Kirchen läuten zur Morgenvesper.

3.Kapitel

I.

Es goss in Strömen, als Elise Brandt vor dem Anwesen Hugo Winters halt machte. Der Regen trommelte auf dem Blech des Autodaches sein ganz eigenes, melancholisches Lied. Eine Melodie, die Elise nicht gerade fröhlicher stimmte.

Sie blieb noch eine Minute im Wagen sitzen und starrte gedankenlos durch die durch ihren warmen Atem beschlagenen Seitenfenster zur anderen Straßenseite hinüber. Wie schon bei ihrem ersten Besuch, machte das große Haus, das einsam inmitten eines parkähnlichen Areal lag, einen fast feindlichen Eindruck auf sie. Wie ein störrisches Kind, das man zur Strafe in eine Zimmerecke verbannt hat, von wo aus es nun schmollend den Erwachsenen zusieht. Alles an diesem Haus sagte: Bleib zurück! Nähere dich nicht! Hier findest du kein Zuhause.

Plötzlich nahm sie einen Schatten wahr. Sie wischte über die Scheibe um besser sehen zu können und erkannte undeutlich eine große, schlanke Gestalt, die das Anwesen der Winters' durch die Vorderpforte verließ. Schnell kurbelte sie die Scheibe herunter. Der Regen peitschte ihr unfreundlich ins Gesicht.

Es war ein Mann und er war bereits ein gutes Stück die Straße hinuntergegangen; sein schwarzer Mantel flatterte hinter ihm im Wind und wirkte wie das Flügelpaar eines Unheil verkündenden Raben. Elise Brandt stieg aus. In diesem Augenblick blieb der Mann stehen und wandte sich um. Ihre Blicke trafen sich.

Er trug diesmal nicht die dunkle Brille, die er auf der Beerdigung zur Schau getragen hatte. Seine tiefgründigen, dunklen Augen, maßen sie abschätzend, einige Sekunden lang. Elise war sich sicher, dass er sie bereits auf der Beerdigung bemerkt hatte. Abrupt wandte er sich wieder um und setzte mit schnellem Schritt seinen Weg fort.

Elise ging ihm bis zur nächsten Straßenecke hinterher, doch als sie um die Ecke bog, war er verschwunden. Sie sah sich nach allen Seiten um. Ein Gefühl, als würde sie beobachtet, saß ihr wie ein Alb im Nacken.

Schließlich wandte sie sich ab und ging zurück zum Haupteingang der Winter'schen Villa. Wie schon beim ersten Mal, als sie vor der halb hohen, elektrisch gesicherten Ummauerung stand, die das Grundstück von der Strasse trennte und einmal mehr die unmissverständliche Sprache der Ablehnung sprach, drängte sich ihr die alberne, abgedroschene Phrase auf, das Geld doch nicht glücklich macht.

Sie betätigte den Klingelknopf rechts des Tores und wartete.

Von weitem leuchtete das schmutzige Weiß der Außenwände der Villa durch den dichten Vorhang des Regens hindurch, wie das Leuchtfeuer eines Leuchtturmes in stürmischer See, das das erhoffte Signal der Sicherheit entsendet. Eine trügerische Sicherheit. Elise kam es eher wie das berechnete entzündete Feuer gefährlicher Piraten vor, die die Schiffe anstatt in den sicheren Hafen in die tödlichen Katakomben ihrer Höhlen lotsen.

Hohe, alte Bäume, deren gerade frisch grünendes Blattwerk sich im Wind bauschte flankierten den viereckigen Bau. Ihre Äste tanzten und gaben dabei knarrende Geräusche von sich, wie die morschen Knochen einer alte Ballerina, die noch ein letztes Mal ihre Pirouetten dreht.

Über Elises Kopf veränderte eine Videokamera mit leisem Surren ihre Position und richtete ihr Auge auf sie, den feindlichen Eindringling.

Schutz oder Abwehr? Elise blickte nach oben und gerade in die Kamera.

Hinter einer Vergitterung aus Messing verbarg sich die Sprechfunktanlage. Ein Knarren und Knacken ertönte, als brächen Knochen entzwei und eine elektronisch verzehrte Stimme sagte:

„Bitte warten sie einen Augenblick.“

Die deutliche Ablehnung in der Stimme, gab ihr die Gewissheit, dass sie sich nicht weiter zu legitimieren brauchte.

Der Regen ließ etwas nach, doch der starke Nordwind trieb bereits neue Wolkenformationen vor sich her, noch dunkler, noch Umheilverkündender als die vorherigen..

Was geschah in dem Haus zwischen den Bäumen? Eine alte, einsame Frau, die sich darin verschanzte, wie ein mittelalterlicher Lehnsherr in seiner Trutzburg, einzig umgeben von den stummen, kostbaren Zeugen der Sammelwut ihres Mannes, verharrte dort in der Erwartung des einzigen Gastes, der ihr noch willkommen war, dem Tod.

Der gewaltsame Tod ihres Mannes, stellte eine störende, lästige Unterbrechung im monotonen Tagesablauf dar, der Luise Winters Leben war.

Fast glaubte Elise schon nicht mehr daran, das man sie einlassen würde, da schließlich ertönte doch ein leises Summen und das Tor fuhr geräuschlos, wie von Geisterhand bewegt, zur Seite. Sie legte die kurze Auffahrt zum Haus im Sprint zurück, um nicht noch nasser zu werden. Sie gab schon jetzt ein klägliches Bild ab.

Der Haupteingang des wuchtigen Gründerzeitbaus, eines jener Häuser, die auch heute noch den Charme der Intention ihrer meist aus ärmlichen Verhältnissen und im Zuge der Industrialisierung des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts zu Wohlstand gekommen Erbauer ausstrahlen, nämlich der Welt, die sie unterschätzt hat, zu zeigen, welch ein Fehler das war, lag unter einem steinernen, dem damaligen Geschmack entsprechenden, auf nachgemachten, ionischen Säulen ruhenden Vorbau. Eine überdimensionierte Lampe, in Form einer Laterne mit vier gläsernen, nach unten schmaler werdenden Seiten, hing an einer angerosteten Eisenkette von der Decke hinab und schaukelte sanft im Rhythmus des Windzuges, wobei sie seltsam lang gezogene Klagelaute von sich gab, die auf dem weitläufigen Grundstück ungehört verklangen.

Elise fror erbärmlich in einem zu dünnen, inzwischen völlig durchweichten Kammgarnjackett unter dem sie lediglich eine dünne, blassblaue Bluse trug. Auch der Rest ihrer Kleidung, besonders die Jeans, fühlte sich an, als wären sie zu heiß gewaschen und jetzt mindestens zwei Nummern zu klein. Aus ihren Haaren tropfte das Wasser in den Kragen der Bluse und rann ihr kalt den Rücken hinunter.

Die linke Hälfte der hohen Türe mit den bronzenen, von Grünspan überzogenen Türklopfern in Form von Löwenköpfen, öffnete sich und die hagere Gestalt des männlichen Teiles des Dienerehepaares, das Luise Winters betreute, erschien im Türrahmen.

Der alte Mann mit den gebeugten Schultern wirkte auf Elise noch kleiner und verhutzelter, als bei ihrem ersten Besuch, ein Eindruck, den der mächtige Rahmen, den der hohe Türrahmen um ihn bildete, noch verstärkte.

„Bitte entschuldigen Sie, dass es so lange gedauert hat“, sagte Franz Schmitt mit einem Blick auf die kleine Wasserlache, die sich unter Elises Füßen bildete, kaum dass sie die Eingangshalle betreten hatte.“ Soll ich Ihnen ein Handtuch bringen?“

Seine Stimme war leise zurückhaltend und von begnadeter Neutralität, ohne Höhen und Tiefen, gleichförmig dahin fließend wie ein ruhiger Fluss. Die Stimme eines Menschen, der sein Leben lang nichts anderes getan hat, als anderen zu dienen.

Elise ließ den Blick durch das Rund der Eingangshalle schweifen, die die Höhe von zwei Stockwerken maß. Aus den von indirektem Licht beleuchteten Nischen, blickten ihr grazile Gestalten aus weißem Marmor entgegen, geschaffen in einer Zeit, in der die Kunst wie selbstverständlich zur Grundversorgung der Menschen gehörte. Schlanke Frauen gehüllt in wallende Gewänder, deren Leichtigkeit man auch jetzt, gemeißelt in Stein noch zu spüren vermochte; athletische Jünglinge, die sich in Pose geworfen hatten, spontan in der Bewegung eingefangen. Ihre versteinerten Blicke ruhten skeptisch auf Elise, als hätten sie Sorge, sie könne die Ruhe ihres Tempels empfindlich stören.

6.Kapitel

I.

Nürnberg.

„ Was für einen herrlichen Anblick bietet diese Stadt! Welcher Glanz, was für wunderbare Ansichten, welche Schönheiten, welche Kultur, was für eine bewundernswerte Regierung, was für saubere Straßen und elegante Häuser.“

(Aeneus Silvius Piccolomini, 1405-1464)

Es ist die Hochblüte einer Stadt, die seit dem 14. Jahrhundert einen einzigartigen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung erlebt, in die hinein Albrecht Dürer geboren wird und aufwächst. Sein künstlerischer Werdegang ist ohne die einzigartigen Lebensumstände, die um die Zeit des ausgehenden fünfzehnten Jahrhunderts in Nürnberg herrschen, nicht zu denken.

Als europäisches Handelszentrum führend in der Metall- und Textilverarbeitung, dem Instrumentenbau, der Papiererzeugung und dem Druckereiwesen, entwickelt sich Nürnberg zur heimlichen Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Eine Reputation die bald Gelehrte, Humanisten und führende bildende Künstler anzieht, in einer Zeit, die im Umbruch ist, nach neuen Wegen sucht, sie in der Reformation, in der zunehmenden Bedeutung der Naturwissenschaften und Philosophie und nicht zuletzt dem neuen Forum, der Kunst des Buchdrucks, findet.

Regiomantus, Astronom und Mathematiker, bezeichnet Nürnberg als Mittelpunkt Europas. Welch ein Ambiente für die Vita eines jungen Menschen, der bestimmt ist, einmal die bildende Europäische Kunst zur Höchsten Blüte zu bringen.

II.

Die Sonne scheint hell und freundlich über der Messe- und Handelsstadt Nürnberg, als der junge Albrecht an einem schönen Junitag des Jahres 1484 die Gasse unter den Vesten hinunterläuft. Beschwingt, mit schnellen Schritten legt der dreizehnjährige die Wegstrecke zurück, genießt die kostbaren, seltenen Augenblicke der Freiheit, wenn ihn der Vater losschickt um Besorgungen zu machen oder anderen Handwerkern etwas auszurichten. Es ist ein traditionelles Handwerkerviertel, das obere Viertel der Pfarrei St.Sebald, wo der Vater 1475 das Eckhaus ‚Unter den Vesten‘, an der Ecke zur Burgstraße, am Fuße der Nürnberger Burg um 200 Gulden erworben hat. Und wie er, haben zahlreiche andere Goldschmiedemeister ihre Werkstätten dort. Ebenso wie Kaufleute und einige wenige Patrizier. Ein bunt gemischtes, betriebsames, ertragreiches Völkchen, das eng zusammenhält und den Ruf der Stadt weit über die Stadtmauern hinausträgt, Nürnberg zur heimlichen Hauptstadt des Reiches machen wird und mit ihrem wachen Fortschrittsgeist und ihrer Aufgeschlossenheit allem Neuen gegenüber, ihrem gottesfürchtigen Fleiß, auch ihrer Bescheidenheit trotz gut, ja glänzend, gehender Geschäfte, das Gesicht dieser Epoche des Umbruchs und Aufbruchs entscheiden prägt.

Aus den schmalen, windschiefen Fachwerkhäusern entlang der verwinkelten Gassen, dringen auch an diesem Morgen die Albrecht so vertrauten Geräusche, das Hämmern und Schleifen und Kratzen; Kinder spielen vereinzelt im Schatten der hohen Häuser auf der Straße, die Hausfrauen und Mägde kehren die Flure aus oder rufen sich von einem Fenster zum anderen über die Straße hinweg Grüße zu.

Hier ist er zu Hause, hier kennt er die meisten der Anwohner, die Goldschmiede und Drucker, Kaufleute und Tuchhändler, Papierhersteller und Schmiede

Gerade erst hat er die Lateinschule von St.Lorenz hinter sich gebracht, um nun endlich in der Werkstatt des Vaters als Lehrling anfangen zu können. Schon juckt es ihn in den schlanken Fingern. Helfen will er dem Vater und gelehrig sein, das er stolz auf ihn ist. Auch wenn tief in ihm bereits der Keim sprießt, der ihn später veranlassen wird, den ihm vorgehenden Weg zu verlassen.....

Doch seine Aufregung hat noch einen anderen Grund. Immer pocht ihm das Herz, wenn er in die Druckerei von Pate Koberger gehen darf, wie er es seit Kindertagen tut.....

III.

Das Pflaster unter seinen Füßen ist uneben und holprig und er weicht mit jugendlichem Übermut immer wieder den Pfützen aus, die sich in den Vertiefungen bilden und dem Unrat aus den Häusern, den die Anwohner aus ihren Fenstern kippen. Bald kommt er zum Neudorferhaus, passiert die Häuser der Hallers und Scheurls - Kaufleuten und Humanisten, die in ihrem Haus 1489 und 1491 sogar König Maximilian beherbergen werden -, das Haus von Münzmeister Hans Harsdörfer.

Auch die direkten Nachbarn der Dürers führen klingende Namen: da sind die Familie Behaim, Hans der Stadtbaumeister, der mit seinen Bauten das Gesicht der Stadt prägt und Martin, der kurz vor dem Aufbruch nach Portugal steht, wie Albrecht weiß. Er wird den ältesten erhaltenen Globus herstellen. Ab 1491 die Patrizier Ortolf und Ulman Stromer und ihre Papiermühlendynastie; nicht zu vergessen, Hartmann Schedel, der gelehrte Stadtarzt, dessen Privatbibliothek eine der bedeutendsten seiner Zeit ist und der Herausgeber der Weltchronik wird, an der Dürer später selbst mitarbeiten sollte; Christoph Kreß, die Volckamers und Schreyers. Mit vielen von ihnen wird er später, wenn er sich selbst etabliert hat, freundschaftlich verbunden sein. Er ist anders als der Vater, zugänglicher, offen der Welt gegenüber.

Er grüßt freundlich nickend, die wenigen Bekannten, die er trifft, an diesem Junimorgen, und saugt überschwänglich die gute, klare Luft in die Lungen ein.

Endlich kommt das erste Ziel seines Ausfluges in Sicht, die Werkstatt von Pate Koberger am Egidienplatz..

Und wieder staunt er über das Leben und geschäftige Treiben, das in der Werkstatt des Alten vorherrscht, dessen Druckereibetrieb zu einem der größten und modernsten in Europa zählt. Die bekanntesten Buchprojekte der damaligen Zeit durchlaufen diese Räume und die Besten unter den Nürnberger Malerwerkstätten, klingende Namen, arbeiten für ihn.

Anton Koberger unterhält Niederlassungen in 16 Städten, darunter Basel und Wien, Krakau, Lyon und Paris, Straßburg und Venedig. Einige der bedeutendsten gedruckten Werke der damaligen Zeit werden in seiner Werkstatt hergestellt, die Nürnberger Reformation von 1484, Stephan Fridolins Schatzbehälter, und natürlich Schedels Liber Chronicarum, mit 1.809 Holzschnitten das bis dahin am aufwendigsten illustrierte Werk. Hervorragende Stücke der Buchdruckerkunst des 15.Jahrhunderts.

Stets verkehren die interessantesten Leute in seinem Hause, trifft man auf seltsam Gekleidete, fremdländisch wirkende Händler und Kaufleute aus aller Herren Länder, die ein seltsames Kauderwelsch sprechen.

Wie stets betritt Albrecht mit pochendem Herzen die Werkstatt, atmet den Duft der Druckerschwärze ein, hört das Lärmen und Lachen der über hundert Gesellen, der Setzer, Correctoren, Drucker, Possilierer, Illuministen, Componisten und Buchbinder, an den 24 Druckerpressen, die niemals still stehen. Sie begrüßen ihn, frotzeln ihn, stupsen ihn an. Einige von ihnen kennt er gut, seit Kinderbeinen geht er in der Werkstatt ein und aus.

Bei dem ein oder anderen bleibt er stehen, spricht ein Wort.

„Hat wieder seine Laune, der Alte. Sprich' du halt mit ihm, Albrecht. Auf dich hört er.“..... Einige zeigen ihm was die knarrenden und knarzenden Pressen wieder an neuem hervorgebracht haben und es ist jedes Mal wieder ein neues Wunder. Am meisten interessieren ihn die Holzschnitte, die Illustrationen der Bücher. Längst schon hängt sein Herz daran und im geheimen wünscht er sich nichts sehnlicher als das Handwerk der darstellenden Kunst zu erlernen. Doch er hat nicht dem Mut mit dem Vater zu sprechen, der so fest davon ausgeht, dass er einst die Goldschmiedewerkstatt übernimmt. Pate Koberger weiß von seinen Sehnsüchten und unterstützt ihn, doch das Gespräch mit dem Vater kann er ihm nicht abnehmen. Bald zwei Jahre wird er brauchen, bis er den Mut aufbringt.....

Schließlich entdeckt Albrecht seinen Paten, der im Hintergrund mit einer seltsam verummten Gestalt in ein Gespräch vertieft ist. Auch Koberger sieht ihn und winkt ihn zu sich.

Der Mann, der bei Anton Koberger steht, ist gänzlich in einen Umhang aus schwarzem Leinen gehüllt, der zahlreiche helle Flecken aufweist, als habe dieser einen langen Weg auf staubigen Straßen hinter sich gebracht. Als Albrecht zu ihnen tritt, legt der alte Koberger ihm lächelnd einen seiner schweren Arme auf die Schulter.

„Das ist mein Patensohn, Senior Clementi, der Albrecht“, sagt er stolz.“ Sein Vater hat eine Goldschmiedewerkstatt, hier ganz in der Nähe an der Burgstraße.“

Der so angesprochene nickt kurz. Die Kapuze des schwarzen Umhanges ist tief ins Gesicht gezogen, so das fast nur die untere Partie, das spitz zulaufende Kinn mit dem Rand aus tiefschwarzem Barthaar, seines hageren, langen Gesichtes deutlich zu sehen ist. Unter einer schmalen, nach unten gebogenen Nase, von dessen Flügeln sich zwei tiefe Falten rechts und links nach unten ziehen, liegt der breite, schmallippige, missmutig anmutende Mund.

Die Haut des großen, hageren Fremden mit den runden, gebeugten Schultern ist pergamentartig und von ungesund gelblicher Farbe. Ein eigenartiger, staubiger Geruch durchmischt von den schwachen Ausdünstungen verschiedener Kräuter, wie sie die Mutter in der Küche verwendet, entströmt dem Leinenumhang, in dessen weiten Ärmeln er seine Hände verbirgt. Ein unheimlicher Geselle, durchfährt es Albrecht. Er spürt zwei brennende, neugierige Augen aus dem Halbdunkel der heruntergeklappten Kapuze auf sich gerichtet, was ihm unangenehm ist.

Unwillkürlich drückt er sich fester an die massige, bodenständige Gestalt seines Paten.

„Signor Clementi kommt aus Venedig“, erklärt Koberger nicht ohne Stolz.“ Er will das ich ein Buch für ihn drucke.“

Der Fremde sagt nichts, starrt stumm auf den Knaben hinab, der sich zusehends unbehaglicher fühlt.

Koberger lacht kehlig.“ Maler will er werden, unser Albrecht und Kupferstecher!“ Er drückt den Knaben freundschaftlich fest an seine Seite

Clementi nickt stumm.

„Der Vater lädt dich für heut' Abend zum Essen ein“, sagt Albrecht leise, ohne den Venezianer dabei aus den Augen zu lassen.

„Schön“, sagt Koberger.“ Richt' ihm aus, ich komm gern.“ Er nimmt den Arm von Albrechts Schulter.

Albrecht ist froh, dass sein Pate ihn aus seinen Fängen lässt, so dass er gehen kann. Er nickt dem Venezianer kurz stumm zu und entfernt sich.

Bevor er die Werkstatt verlässt, wendet er sich noch einmal um und sieht dass der Fremde, der noch immer bei Koberger steht, ihm versonnen nachblickt.....

7.Kapitel

II.

Nachdem er mit seinem Bericht fertig war, füllte erneut Stille den Raum, eine Stille jener Sorte, die mit Händen greifbar ist und in der das Gesagte nachhallt, langsam seine Wirkung entfaltet, wie ein guter Wein. Die Holzscheite im Kamin, die das Feuer langsam verzehrte, gaben ächzend klagende Laute von sich.

Marcel Weidenmann sagte nichts. Er führte die Hand mit den langen, feingliederigen Fingern zum Mund und fuhr sich mit kratzendem Geräusch über das Kinn. Er wirkte angegriffen, besorgt, aber er hatte sich wieder gefangen.

Wie automatisch ging sein Blick zu dem Selbstbildnis Dürers von 1500, jenem Bild das ihn ein Leben lang begleitet hatte – und er begegnete jenem Blick aus den berühmten Augen, der für ihn, egal wo er war, Zuhause bedeutete.

„Wahrscheinlich müsste ich jetzt sagen: Geh zur Polizei. Sag’ die Wahrheit. Stell dich“, sagte Weidenmann, ohne den Blick von dem Bild an der Wand abzuwenden. „Warum kann ich es nicht?“ Er wandte sich im zu und legte ihm die Hände auf die Schultern. „Du weißt selbst, was du zu tun hast. Das hast du immer.“

Seine Worte klangen sanft. Die Worte eines besorgten Vaters zu seinem Sohn. Und doch, er spürte, da war noch etwas anderes, tiefer gehendes.....

„Ich werde zur Polizei gehen“, sagte Avidé. „Aber nicht jetzt. Später. Das hier“, er wies mit der Hand auf den Tisch, „ist einfach zu wichtig. Ich muss mehr wissen. Vielleicht ist ein Mensch dafür gestorben.“

Weidenmann nickte langsam. Er kannte ihn. Er verstand.

Er spürte die innere Zerrissenheit Weidenmanns, die ihn verwirrte, gleichsam als Geste der tiefen Freundschaft, die sie verband, auch berührte

„Sie suchen bestimmt schon nach dir.“ Seine dunkle Stimme war voller Sorge, voller Furcht. Er nickte. „Ich muss raus aus der Stadt.“

„Heute Nacht bleibst du hier.“

„Ich brauche eine Fahrkarte nach Paris. Ich wohne in meinem Appartement, brauche nicht in ein Hotel. Dort bin ich erst einmal sicher.“ Seine Stimme war wieder fest, mit dem Unterton der Hoffnung, der überdeutlich mitklang.

„Ist das der einzige Grund, warum du nach Paris willst?“ Weidenmann forschte in seinem Gesicht.

Er wandte sich zum Tisch um und schlug Winters Terminkalender auf. Er begann ihn durchzublättern.

„Winters war in letzter häufig in Paris. Bis kurz vor seinem Tod. Er hat sich immer wieder mit einer bestimmten Person getroffen.“ Er nahm den Kalender, hielt ihn Weidenmann hin und deutete mit dem Finger auf einen hingekritzelt Namen:

Valois

Weidenmanns Augen weiteten sich. „Phillipe?“ Er versuchte dem Pfad, den ihm sein Freund eröffnete, zu folgen.

„Valois ist einer der großen Kenner auf dem Gebiet alter Handschriften“, sagte er.

„Du glaubst, er hat ihn aufgesucht, weil er wissen wollte, ob der Brief echt ist?“

Er nickte. „Niemand kennt sich besser aus als Valois, wenn es um das vierzehnte, fünfzehnte Jahrhundert geht.“

Weidenmann atmete tief durch und wandte sich dem Brief zu. Er betrachtete ihn fast liebevoll, streckte seine Hand aus und strich mit den Fingerspitzen sanft über das alte, brüchige Pergament. Seine Hand zitterte, ein Zeichen der inneren Anspannung. Woran dachte er?

„Ich habe bei den Papieren keine Transkription gefunden. Vielleicht ist Winters nicht mehr dazu gekommen –,“

Weidenmann nickte. Er wusste, wie schwierig es war, handgeschriebene Seiten, in einer Sprache verfasst, die es nicht mehr gab, mit einer Tinte, die verblasst war, zu entziffern, den Buchstaben und Worten eine Bedeutung zu geben. Man musste vergleichen, mit anderen, noch vorhandenen Handschriften. Doch noch etwas ganz anderes, wichtigeres, beschäftigte ihn:

“Der Brief ist datiert 1491 und fällt somit in eine Zeit in Dürers Leben, die den Kunsthistorikern immer wieder Kopfzerbrechen bereitet. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, was hat Dürer zwischen seiner Abreise aus Nürnberg und dem Eintreffen in Colmar gemacht? Wo ist er in den immerhin anderthalb Jahren gewesen, einer Zeit die für sein späteres Schaffen nicht unerheblich war?“

„Es war die Zeit seiner Wanderschaft, für einen Lehrling der damaligen Zeit, insbesondere für einen Künstler, eine wichtige Zeit.“

„Ja. Der alte Dürer hatte zusammen mit Koberger das Reiseziel ausgesucht: Colmar und dort die Werkstatt Schongauers. Aus den Aufzeichnungen Scheurles wissen wir, dass Dürer schon 1484 geplant hatte seinen Sohn zu Schongauer in die Lehre zu schicken und mit dem Maler in brieflichen Kontakt gestanden hatte, es sich dann aber anders überlegte.“

„Und als Dürer schließlich Jahre später auf seiner Wanderschaft in Colmar ankommt, ist Schongauer Tod.“

„Gestorben am 2. Februar 1491 an der Pest.“

„Flechsich nahm an, Dürer sei über Nördlingen, Ulm und Augsburg nach Südwesten gereist.“

„Das würde aber nicht den eindeutigen Einfluss des Hausbuchmeisters auf Dürers Werk erklären“, erwiderte Weidenmann. „Der wirkte im mittelhessischen Gebiet um Mainz.“

„Mainz – damals eine der Hauptstädte des Buchdruckes.“

Weidenmann nickte. „Wenn man einen Paten wie Anton Koberger hat, geht man nicht ohne konkrete Aufgaben oder Aufträge auf eine solche Reise. Von Mainz ist es nur ein Katzensprung nach Frankfurt, schon damals Messestadt und einer der Hauptumschlagsorte für Kobergers Graphiken – wie übrigens für Dürers eigene Graphiken später auch.“

„Wenn er erst in Frankfurt gewesen ist, über Bamberg hingereist, dann kann er von Mainz aus mit dem Schiff nach Köln weitergereist sein.“

„Lohnend war für ihn Köln allemal. Schon damals besaß die Stadt einen sagenhaften Domschatz und nirgendwo sonst konnte man die Niederländischen Meister besser studieren.“

„Und von Köln ist er zurück nach Speyer und den Rhein hinab nach Colmar gereist.“

Avide sah, dass die Hände des alten Mannes zitterten, er war blass, wirkte erschöpft. Zum ersten Mal fielen ihm die eingefallenen Wangen auf....

„Ist alles in Ordnung, Marcel?“ fragte er besorgt.

Abrupt wandte sich der alte Mann ab. Er atmet tief durch, drehte sich wieder um und versuchte ein Lächeln. „Ein bisschen viel Aufregung auf einmal, für einen alten Mann.“

Avide forschte in dem ihm so vertrauten Gesicht. War das alles? Er las in seinen Augen, dass ihn die Gefühle, die ihn jetzt bewegten, unendliche Kraft kosteten. Er machte sich Vorwürfe, und er fragte sich, ob er das richtige getan hatte, als er zu ihm gegangen war.

„Ich mache mir Sorgen um dich“, sagte Weidenmann leise. „Und ich fühle mich schuldig.“

„Ich habe dich mit hineingezogen, in meine Besessenheit für Dürer.“ Sein Blick ging wieder zu der Replik des Dürer-Selbstbildnisses von 1500. Die Augen des Meisters sahen mit einem Anflug von Melancholie auf sie hinab.

Fünfhundert Jahre waren seit seinem Wandeln auf Erden vergangen, doch noch immer beschäftigte sein Handeln die Menschen.

Diese Augen - sie ruhten auf ihm, beobachteten ihn, sein Tun, sein Handeln, schienen sich tief in sein Inneres, in sein Herz zu bohren. Sie waren Anfang und Ende. Sie wussten die Antworten auf Fragen, die ihn ein Leben lang beschäftigten und konnten doch nichts sagen. Es war wie eine böse Infektion, die in seinem Körper tobte, seit damals. Und er hatte seinen Freund, seinen Schüler damit infiziert.

“ Diese Sache hat nichts mit dir zu tun“, sagte er. “ Mit uns. Niemand konnte diese Entwicklung voraussehen. Aber jetzt, kann und will ich nicht mehr zurück. Egal, was am Ende steht. Auch wenn alles andere vernünftiger wäre. Ich will wissen, was dahinter steckt, woher dieser Brief kommt.“ Er unterbrach sich, setzte zögernd hinzu: “ Und warum vielleicht zwei Menschen dafür sterben mussten.“

Weidenmann sah seinen Freund bestürzt an.

„ Ja, Marcel. Ich gehe nach Paris. Ich gehe zu Valois. Ich will wissen, was er Winters gesagt hat. Er wird es mir sagen, ich kenne ihn gut. Er war ein Freund meines Vaters.“

Weidenmann schlug die Augen nieder. Das hatte er befürchtet. Er nickte abwesend und wandte sich noch einmal dem Brief zu.

In Köln waren sie versammelt, die großen Meister der damaligen Zeit, wie in einem Brennpunkt; Dürer konnte sie studieren, von ihnen lernen, versuchen ihre Sichtweisen und Auffassungen in sich aufzunehmen, Rogiers Figurensprache, Geertgens Landschaftsräume und Lichtdynamik, Bouts Pracht der Stoffe. Der Abglanz dieser Meister war bis in die Wolgemut'sche Werkstatt gedrungen und hatten den Lehrlingen Hunger gemacht auf die Originale. Reflexlichter dieser Kunst tauchen in Dürers Werk immer wieder auf. Doch bis dahin war es ein langer Weg, steinig oft, selten gerade und mit vielen Verirrungen.

Am Schluss hatte er das Ziel dennoch erreicht und der Welt seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt, sie mit seinen Augen sehen lassen. Doch noch immer lagen große Teile dieses Weges im Dunkeln.

Sie hatten die einmalige Chance wenigstens etwas Licht in diese Dunkelheit zu bringen.

Es war, als atme der Brief jeden Tag, jede Stunde seiner unendlichen langen Reise durch die Zeit, seit jenem Tag an dem man ihn schrieb; ungezählt die Stunden und Tage und Wochen, die er in Einsamkeit in Schränken und Truhen geschützt vor dem Unbill der Zeit verbracht hatte, verbissen darauf harrend doch noch einmal ans Tageslicht zu kommen und seinen kostbaren Inhalt staunenden Augen zu präsentieren. Er hatte all seinen Feinden getrotzt, dem Wasser, dem Feuer, der Luft, den Insekten, und schließlich dem Unverstand der Menschen zu erkennen was für einen Schatz er bedeutete. Er blickte seine Betrachter mit jenem Stolz an, der sagt: Ich bin noch da. Man kann mich lesen und Schlüsse aus mir ziehen. Ich bin ein Zeuge. Ich spreche zu euch von vergangenen Zeiten. Ich bin ein wenig Müde, aber ich bin noch da.

Und jeder seiner Besitzer hatte seine Spuren hinterlassen. Ein Stempel hier, eine Randbemerkung dort. So war er hineingesegelt durch die Jahrhunderte in unsere Zeit, auf den Schreibtisch einer Wohnung in Köln.

Im Hintergrund spielte Menuhin das Adagio aus Mozarts Violinkonzert in G-Dur, das Weidenmann besonders liebte. Es übte eine beruhigende Wirkung auf ihn aus. Dennoch vermochte es seine innere Unruhe, die Angespanntheit, dieses losgelassene, wild umherstreifende Tier in ihm nicht mehr zu mäßigen.

9.Kapitel

III.

Marcel Weidenmann fuhr mit zärtlicher Geste über das weiche Leder des Buches. Er schlug behutsam den Buchdeckel auf, blätterte vorsichtig einige Seiten um, Das Pergament knisterte geheimnisvoll unter seinen Fingern. Die Illumination des Buches war prachtvoll und gut erhalten, die vor neunhundert Jahren verwendeten Pigmente der Farben, Zinnober, Ultramarin und Malachit, ließen die Illustrationen noch immer leuchten. Am Anfang des ersten Kapitels stand die Initiale I, umrankt von Reben, ein Mann mit Tonsur, in eine einfache Mönchskutte gekleidet, saß ihr zu Füßen und lehnte an ihr, wie an einem Baumstamm.

Ignatius von Bern.

Avide beobachtete ihn. Er erinnerte sich, wie er sich gefühlt hatte, als er zum ersten Mal eine Handschrift aus dem Jahre 1000 in Augenschein nehmen durfte. Es war die Bamberger Apokalypse gewesen, eines der bekanntesten Werke des Skriptoriums des Klosters Reichenau. Eine Handschrift mit über 50 ganzseitigen Miniaturen, die zwei Texte, die Apokalypse, die Offenbarung des Johannes, und ein Evangelistar mit den Evangelien der Sonn- und Festtage, in sich vereinigte. Einst war es ein Geschenk Kaiser Heinrichs II und seiner Frau Kunigunde an das Kollegiatstift St. Stephan in Bamberg gewesen, und wurde heute als Besitz des bayrischen Staates in der Staatsbibliothek in Bamberg aufbewahrt. Diese Kunstfertigkeit zu sehen, hergestellt im Schein von Ölfunzeln mit einfachstem Handwerkszeug, mit unglaublicher Inbrunst und Liebe zum Detail, war überwältigend. Man hatte auch noch tausend Jahre nach der Fertigung die Erfüllung gespürt, die die Mönche bei ihrer Arbeit erfahren haben mussten.

„Die Fabula Vita des Ignatius von Bern“, sagte Weidenmann mit Ehrfurcht in der Stimme. „Es gibt viele, die die Existenz dieses Buches abstreiten und noch mehr, die dafür töten würden, es in Händen zu halten.“

Er zuckte zusammen und hielt in der Bewegung inne.

Ein verunsicherter Blick traf ihn.

„Wo mag Winters es her haben?“

„Ich kann es mir nicht vorstellen. Die Figur des Ignatius von Bern und auch dieses Buch umranken so viele Legenden.“

„War dieser Ignatius von Bern nicht ein Zeitgenosse Bernhard von Clairvaux's?“

Weidenmann nickte. „Die große Zeit der Kreuzzüge, des Kampfes für den Glauben. Auch Ignatius hat gekämpft aber auf ganz andere Weise als der kriegerische Bernhard. Bernhard von Clairvaux ist umstritten, Ignatius von Bern wird als wahrer Heiliger verehrt.“

Avide nickte. Er erinnerte sich bruchstückhaft an Aussagen Bernhards aus seinen flammenden Reden, in denen er vehement für den zweiten Kreuzzug eintrat:

Ein Ritter Christi tötet mit gutem Gewissen; noch ruhiger stirbt er. Wenn er stirbt, nützt er sich selbst; wenn er tötet, nützt er Christus

Hier für Christus grausam sein ist die höchste Stufe der Glückseligkeit.

„Ignatius wurde als Sohn eines Kaufmanns geboren, machte viele Reisen. Der Legende nach, führte ihn eine davon an die Gestade einer Insel in der Ägäis. Er soll dort am Strand einem Mann, gekleidet in eine strahlendweiße Tunika, begegnet sein, der seltsame Schriftzeichen in den Sand malte. Als sich Ignatius näherte, löste sich der Mann in einen strahlenden Nebel auf. Die Zeichen im Sand blieben und zu Ignatius erstaunen, vermochte er einen Sinn darin zu

erkennen. Als er auf das Schiff zurückkehrte, war er nicht mehr derselbe. Er kehrte niemals nach Hause zurück, kleidete sich fortan in ein einfaches Leinengewand und begann zu Fuß durch Europa zu wandern. In Frankreich ließ er sich schließlich nieder und erbaute mit seinen eigenen Händen, ohne Hilfsmittel, eine kleine Kapelle. In einer einfachen Hütte daneben, schlief er. Die Menschen aus der Umgebung kamen und bald erzählte man sich von wundersamen Dingen, Wunderheilungen und seltsamen Erleuchtungen. Mütter brachten ihre Kinder und gaben sie zu Ignatius in Obhut. Er bildete sie zu Dienern Gottes aus, allerdings nicht nach den damals üblichen Methoden. Er war ein Diener Gottes, nicht der Kirche. Die Bewohner der umliegenden Dörfer und Städte, ermöglichten Ignatius schließlich ein Konvent zu bauen, praktisch um die kleine Kapelle herum, die den Mittelpunkt bildete. Ignatius und seine Jungen lebten wie die Mönche in einfachen Zellen, einzig und allein dem Dienen des Herrn verpflichtet. Er verfasste zahlreiche Texte, die von seiner Großen Gläubigkeit und Weisheit zeugen sollen, doch keiner ist überliefert. Und-,,

„Und?“

Weidenmann heftete den Blick auf einen imaginären Punkt im Raum, als könne er wie mit Röntgenaugen die Wände durchsichtig machen und so hinaustreten in die Welt, hinaus aus der Enge des Zimmers.

„Der Legende nach, war die Insel an dessen Ufer Ignatius strandete, die Insel Patmos und der Mann, der ihm dort begegnete der Prophet Johannes.“

„Die Offenbarung des Johannes?“ , warf Avide erstaunt ein.

Weidenmann nickte. „Es gab und gibt Menschen, die glauben, Ignatius sei im Besitz des Schlüssels zur Entschlüsselung der Offenbarung des Johannes gewesen.“

„Die Zeichen im Sand-,,

„Die Apokalypse gilt als der geheimnisvollste Teil der Bibel, der am wenigsten entschlüsselt. Wer sie entschlüsselt, dem soll unbegrenzte Macht zu Teil werden, sagt man. Und ewiges Leben. Man benutzte sie gern als Waffe, um die Gläubigen zu knechten. Nur wer reinen Herzens war und ohne Sünde, konnte die Apokalypse überleben.

In der Frührenaissance, am Vorabend der Reformation, erlebte die Figur Ignatius von Berns posthum einen wahren Boom. Die Menschen pilgerten in sein Kloster, in dessen kleiner Kapelle er begraben liegt. Sie waren verunsichert, der Wandel der Zeiten und Werte war unübersehbar, der Fortschritt keimte auf und man begann die allgegenwärtige und allwissende Kirche in Frage zu stellen. Ignatius galt als der Mann, der einen von Gott Gesandten gesehen und von ihm die göttliche Weisheit übermittelt bekommen hat. Niemals war der Glauben an die Apokalypse und ihre furchtbaren Folgen so stark, wie in jenen Jahren. Das Neue verunsichert die Menschen, damals wie heute. Seuchen und Krankheiten suchten sie heim, alles war im Wandel, veränderte sich. Die Menschen, die nach Frankreich pilgerten, glaubten fest daran das die Apokalypse kurz bevor steht, und das sie Ignatius' Wissen darüber aus göttlicher Hand, würden sie für Wert befunden es mitgeteilt zu bekommen, das Strafgericht als gereinigt und geläutert überleben lassen wird.“

Sie tauschten einen langen Blick. Jeder las in den Augen des anderen, was er dachte:

Da schloss sich wieder ein Kreis; auch in Dürers Werk, nahm die Apokalypse einen großen Raum ein. Seine achtzehn Kupferstiche zu diesem Thema, das ihm mehr als alle anderen beschäftigte und bewegte, wie viele seiner Zeitgenossen, gelten als ein Teil seines reifsten Werkes.

Er schüttelte den Kopf. Die Macht des Glaubens der Menschen an etwas das Göttlich ist und über ihnen steht, in all den verschiedenen Formen der vergangenen Jahrtausende, seien es die Götter der Römer und Griechen, sei es der Gottvater der Christen und der Islamiten, erstaunte ihn immer wieder. Und es gab Dutzende von Beispielen dafür, wie man die Menschen im Namen des Glaubens uns mit Hilfe ihrer blinden Gläubigkeit ausnützte und manipulierte.

„Es ist schon erstaunlich, die Brüder in Ignatius' Konvent haben diese Berühmtheit niemals ausgenützt“ , sagte Weidenmann.

„Ignatius hatte sie zur Armut und Demut erzogen. Es blieb ein kleiner, armer Konvent. Die Mönche dort hießen die Menschen willkommen, gaben ihnen von ihrem sowieso bescheidenen Mahl und für eine Nacht ein Bett, führten sie in die Kapelle, zu Ignatius Grab, und verabschiedeten sie wieder.“

„Sie haben also keinen Platz in der Geschichte wie Bernhards Zisterzienser?“

„Nein. Sie blieben Außenseiter. Eine kleine, verschworene Gemeinschaft, die lediglich in der Kunstgeschichte eine Bedeutung hat, weil es in ihren Reihen einige hervorragende Buchillustratoren gab. Die Bücher aus dem Konvent des Ignatius von Bern hatten einen weit über Frankreich hinausreichenden Ruf und einige wenige, sehr kostbare Exemplare existieren noch in verschiedenen Bibliotheken und zählen zu den schönsten und kunstvollsten ihrer Art.“

“Davon habe ich gelesen.“

„Es gibt, wie gesagt, viele Legenden um Ignatius. Eine besagt, das Ignatius den Konvent einzig und allein aus dem Grund geschaffen hat, um seine Schriften, vor falschem Zugriff zu schützen. Die Mönche sozusagen als Bewacher des Schatzes. Und es gibt Forscher, Historiker, die glauben, dass die Mönche, Ignatius' Vermächtnis, seine Aufzeichnungen, die es gegeben haben muss, und von denen aber keine mehr existiert, nach seinem Tod an einem geheimen Ort verwahrten. Unter ihnen auch den Schlüssel zur Apokalypse. Und es gab und gibt nicht wenige, die weiter glauben, das einer der Mönche, den Aufbewahrungsort der Aufzeichnungen, den nur die wenigen Mitglieder der Bruderschaft kennen, in der Vita niedergeschrieben hat. Niemand kennt den Verfasser der Vita. Es ist ein geheimnisvolles Buch, das die menschliche Phantasie immer wieder zu Höchstleistungen beflügelt hat. Es gibt nicht wenige, die sie sogar für eine reine Erfindung halten.“

Avide berührte vorsichtig das weiche Leder des Buches. „Die hätten wir ja jetzt gründlich widerlegt.“ Er wandte sich wieder an Weidenmann. „Du weißt eine Menge darüber.“

Marcel Weidenmann wandte sich abrupt ab. Er ging zu einem niedrigen Tisch, entnahm einer Schachtel eine Zigarette und zündete sie sich an. Avide verfolgte sein Tun interessiert.

Weidenmann schien seine Nervosität nur noch mit äußerster Anstrengung in den Griff zu bekommen. Er hatte das Rauchen in den letzten Jahren praktisch aufgegeben. Es verging geraume Zeit, in der er abzuwägen schien, ob er weitersprechen sollte. Schließlich sagte er mit dunkler Stimme:

„Ich habe mich früher damit beschäftigt.“ Und er fügte leise hinzu. „Es hat mich einmal sehr fasziniert.“

Avide konnte das durchaus nachvollziehen.

Er ging zurück zum Schreibtisch und betrachtete aufmerksam alles darauf Ausgebreitete.

Doch so sehr er sich auch anstrenge, er vermochte sie nicht in einen Kontext zu bringen. Der Brief, die Vita des Ignatius....Und dennoch hatte sich Winters vor seinem Tod ausschließlich damit beschäftigt.

„Was wurde aus dem Konvent?“

„Das Kloster ist heute eine Ruine“, sagte Weidenmann. „Aber es war immerhin bis Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts von den Mönchen bewirtschaftet. Sie lebten und arbeiteten noch immer beim Schein von kleinen Öllampen. Vielleicht waren sie die Ursache für das Feuer, das das Kloster dann zerstörte. Alle noch im Konvent lebenden Brüder kamen darin um. Es waren noch sieben oder acht. Eine tragische Geschichte.“ Er wandte sich wieder dem Buch zu. „Was immer dieses Buch wirklich in sich birgt oder nicht, es ist eine wunderbare Arbeit der Zeit.“

„Aber warum hat es Winters aus seiner Bibliothek entfernt?“

„Ich glaube fast, die Frage wie es überhaupt in Winters Bibliothek gekommen ist, scheint mir vor dem Hintergrund seines plötzlichen Ablebens noch interessanter.“

Stille erfüllte den Raum.

Weitere Fragen ohne Antwort; weitere noch fehlende Puzzleteile zu dem Bild, das zusammengesetzt, die Antwort auf den gewaltsamen Tod Hugo Winters bringen soll.

“ Könnte es einen Zusammenhang geben, zwischen dem Brief und dem Buch?“

Weidenmann schüttelte nachdenklich den Kopf.“ Im Augenblick sehe ich keinen. Außer das es beides bibliophile Kostbarkeiten sind, die jedes für sich in der Lage sind, die Kunstwelt in helle Aufregung zu versetzen. Es ist nicht einmal die gleiche Zeit. Das Buch dürfte Mitte bis Ende des zwölften Jahrhunderts gefertigt worden sein, der Brief, sollte er echt sein, stammt von 1490.“ Er stieß einen lauten Seufzer aus.“ Ich möchte nicht wissen, was noch alles in Hugo Winters Sammlung schlummert.“

Er wusste, dass das Thema Privatsammlungen für seinen Freund ein zweischneidiges Schwert war, und er teilte dessen Meinung. Beiden war bewusst, dass die Besitzer der Sammlungen unendlich viel zur Erhaltung der Kunstwerke taten, viele von ihnen aber die herrlichsten Kunstschatze vor der Öffentlichkeit, auch aus Angst vor Zerstörung, verbargen und somit unter Verschluss hielten, was doch der breiten Masse zugänglich gemacht werden sollte. Für ihn selbst gehörte die darstellende Kunst zum Leben wie die Nahrung, die er täglich zu sich nahm, und der Besuch von öffentlichen Sammlungen und Museen, zählte zum Schönsten, womit man seine Zeit verbringen konnte. Er würde sich immer dafür einsetzen, dass soviel Kunstwerke wie möglich in öffentliche Hand kamen.

Er dachte daran, wie viele Überraschungen er in den letzten Jahren schon erlebt hatte, in denen er, neben seiner Tätigkeit als freier Dozent an der Kölner Universität, bei einem der größten europäischen Versicherungskonzerne, die sich auf die Versicherung von Kunstgegenständen spezialisiert hatte, arbeitete. Vor allem was den privaten Besitz von Kunstwerken anging. Der überwiegende Teil waren böse Überraschungen gewesen. Beide Männer starrten wie gebannt auf den Schreibtisch, auf dem wie die Teile eines unvollendeten Puzzles die Habseligkeiten Hugo Winters aufgebahrt lagen. Konnten sie die Antwort auf die Fragen bergen, die sie und die Polizei sich stellten?

„ Jedenfalls ist die Vita ein weiterer guter Grund Valois auf die Pelle zu rücken“, sagte Avide.

„ Du glaubst Winters hat sie von ihm?“ fragte Weidenmann ungläubig.

„ Phillipe Valois ist einer der wenigen Menschen auf diesem Planeten, dem ich das auffinden eines solchen Buches durchaus zutrauen würde. Du nicht?“

Weidenmann wich seinem fragenden Blick aus und verließ das Zimmer.“ Es ist spät. Komm, ich gebe dir Bettzeug für das Bett im Gästezimmer.“

2.Tag

3.Kapitel

I.

Wie immer herrschte am Gare du Nord reges Treiben. Der Auslandsbahnhof der Stadt war bevölkert von Touristen aller Nationalitäten.

Vor dem Haupteingang nahm er ein Taxi und ließ sich ins Quartier Latin fahren. Der Himmel war wolkenverhangen und es nieselte. Die Luft war so feucht, das sich die Kleidung unangenehm am Körper fest saugte.

Die ganze Stadt wirkte düster, fast bedrohlich, wie ein Altersgedunkeltes Gemälde.

Die Menschen huschten, verborgen unter Regenschirmen, zwischen den hoch aufragenden grauen Häusern mit den nass glänzenden Dächern umher.

Alles war grau, trist, der Regen schien alle Farben mit einer ausladenden Geste fort gewischt zu haben.

Sein Ziel war ein Haus im Quartier Latin, direkt gegenüber den Seine Quais. An diesem späten Vormittag wirkte die sonst belebte Gegend wie ausgestorben.

War Les Halles mit seinen Markthallen einst der Bauch von Paris gewesen, so war das Quartier Latin von je her sein Kopf.

Es war das Viertel der Bücher, kleine Buchhandlungen und Antiquariate drängten sich in den Untergeschossen der alten Häuser, ihre Auslagen oft verstaubt und unansehnlich; Geist, Wissen, braucht keinen schönen Schein.

Und es war das Viertel der Studenten, im Schatten der Sorbonne, eines von Richelieus ehrgeizigsten Projekten. Eine eigene Welt, eine andere Stadt, als die des glamourös zur Schau gestellten Reichtums der Cartiers und Diors, rund um den Place Vendome auf der anderen Flußseite.

Hier, in diesen alten verwinkelten Gassen, zwischen Häusern, die windschief und vom Alter gebückt der Neuzeit, jeder Mode, jedem Avantgardismus trotzten, fühlte er sich zu Hause. In ihren Bäuchen fand man die kostbaren, mühsam zu Papier gebrachten, noch immer nicht zu Staub zerfallenen Gedanken, ausgelegt auf verschossenem Samt, hinter schlecht geputzten Scheiben; Gedanken, die einst die Welt bewegten.

Bevor er ausstieg, öffnete er den Koffer und entnahm ihm die silberne Dose mit dem Brief, die er in die Innentasche seines Jacketts gleiten ließ.

Er überquerte die Straße und blieb vor der Auslage eines kleinen Geschäftes stehen, auf dessen Regennasser Scheibe in altmodisch anmutenden, lustvoll geschwungenen Buchstaben im Stil des Art Déco der Name des Besitzer geschrieben stand. Das Gold der Buchstaben war verblasst, der Name noch immer ein klingender Garant:

Valois, Livre d'Antiques

Hinter den Fenstern schlummerten kleine bibliophile Kostbarkeiten ihren Dornröschenschlaf, bis ein Kenner oder Sammler sich ihrer annahm, um sie wie ein Prinz aus fernen Landen wach zu küssen, und ihnen mit Liebe und Achtung den Platz zuzuweisen, der ihnen zustand.

Er kannte diesen Laden, dieses große, klobige, ungelenke Haus, in dem er lag, das schon die Wirren der französischen Revolution erlebt hatte, und sich trotzig allen Bestrebungen der Städtebauplaner der Vergangenheit und Gegenwart entgegenstellte, seit seiner Kindheit.

Schon seit Vater war Kunde bei Phillipe Valois gewesen – und ein Freund des Hauses. Seit damals hatte sich nichts verändert.

Bevor er den Laden betreten konnte, klingelte sein Handy.

„Ja?“

„Ich bin es, Marcel.“

„Es ist alles in Ordnung. Ich gehe jetzt zu Valois.“

„Eine Polizistin hat angerufen. Eine Hauptkommissarin Brandt. Sie will mich sprechen.“

Avide überlegte einen Moment. „Hat sie gesagt was sie will?“

„Nein.“

„Dann hör’ es dir an. Sprich ganz unvoreingenommen mit ihr. Und wenn sie auf mich zu sprechen kommt, sag’ du hättest mich schon länger nicht mehr gesehen.“

„Ist gut. Pass auf dich auf.“

Als er die geschwungene, grün angelaufene Messingklinke in Form eines Schwanenhalses herunterdrückte und die altmodische Holztüre mit dem fast blinden Glas sich in den Angeln quietschend öffnete, empfand er ein Gefühl des Nachhausekommens. Ein feines, verstimmtes Glockenspiel ertönte, als er den Laden betrat. Sofort schlug ihm der wohlbekannt Geruch entgegen, jene einzigartige Mischung aus altem Leder, den muffig, modrigen Ausdünstungen uralten Papiers und darunter, fein untergemischt, frischer Lavendel, den Valois als Schutz gegen die Motten, den größten Feind der Bücher, getrocknet in kleinen Leinensäckchen im Raum aufhing.. Die Luft war staubtrocken und der Staub, der ihn sichtbar flirrend umwaberte, ihn umfing und fast zärtlich einhüllte, wie die Arme einer schönen Frau, reizte seine Lungen. Er musste daran denken, wie er zum erstenmal an der Hand seines Vaters diesen Laden betreten hatte. Er musste fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Welch tiefen Eindruck hatte der Raum mit den bis an die Decke gehenden Regalen auf ihn gemacht, deren alte von Holzwürmern zerfressene Böden sich unter der Last der zahlreichen Bücher bogen. Staunend war er umhergegangen – vom Vater, der ihn nur ungern von der Hand gelassen hatte, ermahnt vorsichtig zu sein -, sorgsam die Bücherstapel, die sich in allen Ecken türmten umkreisend, hatte die im Halbdunkel sanft schimmernden blattgoldenen, verschnörkelten Schriften auf den Buchrücken gelesen. In Reih und Glied standen die Tabakbraunen, Flaschengrünen und Bordeauxfarbenen Ledereinbände, so dunkelrot wie guter, alter Wein, einträchtig wie Soldaten bei einer Parade nebeneinander und boten sich, stolz um das Wissen ihres Inhaltes, den Augen ihrer Betrachter feil. Er fühlte sich, als sei die Zeit stehen geblieben, so schwerelos, dass es ihn fast schwindelig machte.

Er ließ den Blick durch den Raum schweifen, der sich im trüben, von Staubwolken verhangenen Zwielficht wie die dunkle Höhle eines uralten Drachen ausmachte. Noch immer übte er ungebrochen die Faszination auf ihn aus, die er als Kind, beim ersten Besuch hier, empfunden hatte.

Hier hatten sie sich noch einmal zusammengefunden, die großen Denker und Phantasten, die die Welt im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hatte, friedlich vereint in einer Ruhmeshalle ihrer Ehren. Ihre Gedanken, für die sie gelebt und nur zu oft gelitten hatten, fest gebunden in weiche, tote, kunstvoll bearbeitete Tierhaut.

Eine Welt in der Welt, voller Gedankenspiele, Ideologien, romantischer Verspieltheiten und harter Fakten – eine Huldigung an die Unsterblichkeit des Geistes.

Im hinteren Teil des Raumes stand ein alter, abgenutzter, ausladender Schreibtisch aus der Zeit der Jahrhundertwende, auf dem eine alte, kunstvoll verzierte Kasse stand, die klingelte, wenn sich ihre Schublade öffnete. Niemals hätte man sich in diesem Raum eine moderne Computerkasse vorstellen können, es wäre einem Sakrileg gleichgekommen. Hinter dem Schreibtisch wurde der Durchgang zu mehreren kleinen Räumen, die als Lager und Büro genutzt wurden, und die Verbindungstür zum Treppenhaus von einem schweren Samtvorhang verschlossen, deren einst kräftiges Dunkelrot sich, von einer dicken Schicht Staub überzogen, in ein ungesundes Graubraun verwandelt hatte.

Er hatte sich gerade eine Ausgabe von Hugos ‚Les Misérables‘ aus dem Regal gegriffen und fuhr sanft mit der Hand über das alte, brüchig gewordene Leder, stellte sich vor, wie viele Hände, dies vor ihm schon getan hatten, als eine schwere, fast prankenartige Hand mit dicklich geschwollenen Fingern den Vorhang hinter der Ladenkasse teilte.

8. Kapitel

I.

Agnes legt erneut einen kühlenden Lappen auf die heiße Stirn. Das Fieber will nicht gehen.

Sie fühlt sich erinnert an die Zeiten der Pest, die sich langsam wie ein Fluch über das Land verbreitet hatte. Sie spürt wieder die Angst, sieht die Toten, die man auf Leiterkarren so schnell wie möglich aus der Stadt schaffte, riecht den widerlichen Geruch, den die Scheiterhaufen verbreiteten, auf denen man die Habe der Toten verbrannte.

Seltsam, all das hatten sie überstanden, und jetzt –

Sie macht sich Sorgen um ihre Zukunft. Sie hatten keine Kinder. Sie würde haushalten müssen....

Das Werk. Sie musste dafür Sorgen, das sein Lebenswerk, seine Arbeit der Nachwelt erhalten blieb.

Sie wendet sich vom Bett ab. Was für Gedanken! Albrecht lebte. Er würde gesund.

Ein leises Murmeln dringt zu ihr.

Er spricht wieder leise, fernab der Welt, mit imaginären Personen, die ihm die Fieberräume vorgaukeln.....

II.

Juni 1490

Erschöpft sank Albrecht auf den einfachen Holzstuhl und ließ seinen Blick durch den Raum mit der niedrigen, rußgeschwärzten Balkendecke schweifen.

An den Holztischen saß ein Sammelsurium, vom einfachen Bauern über Mönche in schwarzen Leinenkutteln bis hin zu Kaufleuten, die man an ihrer besseren Kleidung, an ihrem stolzen Auftreten erkannte. Manche von ihnen trugen mit Pelz verbrämte Mäntel und Schmuck.

Eine Gruppe frommer Pilger, unterwegs zu den Heiltümern von Köln, saß schweigsam, in dicke Mäntel gehüllt, den Pilgerstab fest umklammert und betrachtete mit kritischem Blick eine Gruppe junger Handwerksburschen, die ausgelassen den Weinkrug kreisen ließen und mit lauten Stimmen unflätige Reden führten und saftige Witze rissen.

An einigen Tischen wurden Karten gespielt oder gewürfelt, an anderen lautstark diskutiert. Hinter einer Theke aus vom Rauch und den Jahren dunkel gebeiztem Holz stand ein dicker Mann in Leinenhemd und Lederschürze mit hochrotem Kopf, der aus einem großen Fass Bier zapfte oder Becher mit Wein füllte, die eine Magd mit roten, wie poliert glänzenden Wangen an die Tische brachte.

Das Gasthaus war ein beliebter Rastplatz für Reisende und Pilger in Richtung Köln. Dem Haus schloss sich ein großer Stall an, wo die Pferde versorgt wurden. Über dem Schankraum gab es Räume für die die nicht auf den Heller zusehen brauchten, für den Rest gab es ein paar einfache Gemeinschaftszimmer über dem Stall. Albrecht hatte sich für die Nacht einen Strohsack reserviert.

Seit zwei Tagen regnete es ohne Unterlass, der schlechteste Juni an den er sich erinnern konnte. Tage, an denen es nicht hell wurde. Die Straßen hatten sich in schlammige Sümpfe verwandelt und das Fortkommen wurde mühsam, fast unmöglich.

Seit er im April von zu Hause aufgebrochen war, hatte er sich Heimweh nicht gestattet, zu groß war seine Neugier, zu ungezähmt seinen Tatendrang. So viel Neues, Schönes gab es zu entdecken. Jetzt dachte er an die Abende, an denen ihm der Vater von seinen Wanderjahren

erzählte hatte, sah wieder das Leuchten in seinen Augen. Es waren seine schönsten Jahre gewesen, voller Freiheit, ohne Last und Sorgen....

Albrecht aber drückte sein Gepäck. Noch immer trug er die Drucke und die Holzstöcke mit sich, die er und der Wilhelm im Auftrag des Venezianers gefertigt hatten. Jetzt endlich war es soweit. Er war kurz vor dem Ziel. Warum nur fürchtete er sich so vor dem Mönch? Es waren diese Augen, diese stechenden, schwarzen Augen, die sich tief in dein Innerstes bohren.

An diesem Abend, an dem der Wind launisch an den Fensterläden rüttelte und ungebändigt um das Haus fegte, umgeben von Fremden, schmerzten die Gedanken an zu Haus', an die Mutter und die Geschwister, an einen Platz am warmen Ofen.

Doch er weiß auch, er muss noch viel lernen, der Abschluss seiner Malerlehre bei Wolgemut war lange noch nicht das Ende.

Ein Geräusch riss ihn aus seinen Gedanken, die ihn fort aus der Gaststube, vom Lärm der Anwesenden, ihrem Gelächter, den derben Späßen, getragen hatten.

Jemand hatte sich zu ihm an den Tisch gesetzt. Er stellte einen Humpen Bier vor sich und sah Albrecht mit einem seltsamen Lächeln an.

„So in Gedanken, junger Freund?“

Albrecht nickte.

Der Fremde legte den Kopf schief. „Lasst mich raten. Ein Wandergesell, zum ersten Male fort von zu Haus. Künstler oder Handwerker?“

Albrecht wollte erwidern, dass er das noch nicht wisse, die Zeit, die Jahre würden es zeigen. Doch er ließ es.

„Ich bin Maler“, sagte er selbstbewusst.

„Ah!“

Der Fremde lehnte sich zurück und betrachtete ihn interessiert.

Albrecht vermochte sein Alter schwer zu schätzen. Das Gesicht war glatt rasiert und einige tiefe Falten zogen sich von den Flügeln der recht spitzen Nase bis hinab zu den Mundwinkeln. Auch die hohe Stirn, die gekrönt wurde von einem dunkelbraunen, Turbanähnlichen Hut mit Sendelbinde, die das Gesicht einrahmte, wie ihn die Kaufleute oder Ratsherren tragen, war in Falten gelegt. Die hellen Augen jedoch, eingebettet in zahlreiche Fältchen, sprühten vor Leben.

Die Kleidung war ausgesucht, wenn auch Regen und Schlamm ihre Spuren darauf hinterlassen hatten. Unter einem Reisewams aus dünnem Leder, das vor Kälte und Regen schützte und schon zahlreiche blanke Stellen zeigte, was auf seinen häufigen Gebrauch schließen ließ, lugten die weiten Ärmel eines Unterkleides aus schwarzen Samt hervor, die bis zur Hälfte des Unterarmes reichten und am Abschluss Pelzbesatz trugen.

Ach die dünnen Lederstiefel mit Stulpen, auf die Albrecht etwas neidisch blickte, die sich geschmeidig an die Waden schmiegen, zeugten davon, dass der Fremde oft auf Reisen war.

„Ich hoffe, Ihr habt nichts dagegen, wenn ich mich zu Euch setze. Es ist sonst kein Platz mehr frei.“

Albrecht nickte. „Es freut mich, etwas Gesellschaft zu haben.“

Der Fremde lachte verhalten. „Heimweh?“

Albrechts glatte Wangen wurden von einer Spur Röte überzogen. „Ein wenig.“

Der Fremde nickte. „Nichts kann einen den warmen Ofen ersetzen, das liebende Weib, die Familie.“

Albrecht streckte die Hand über den Tisch. „Ich heiße Dürer, Albrecht Dürer.“

Der Fremde erwiderte den Gruß. Sein Händedruck war stark und zupackend.

„Matthias Rath, meines Zeichens Kaufmann und derzeit Reisender in Tuchen.“

„Woher kommt Ihr und wohin führt Euer Weg?“ fragte Albrecht interessiert.

„Ich bin auf dem Weg nach Haus', nach Köln.“, sagte Rath. „Ich komme aus Venedig.“

In Albrechts Augen trat ein begehrlisches Funkeln. „Venedig –,“

„Wir Kölner machen seit mehr als zweihundert Jahren gute Geschäfte mit den Venezianern.“

Wir deutschen Kaufleut' haben ein eigenes Handelshaus in Venedig. Den Fondaco dei Tedeschi, direkt am Rialto." Er trank einen kräftigen Schluck aus seinem Humpen und wischte sich mit dem Ärmel den Schaum vom Mund." Manche behaupten allerdings, es sei ein Ghetto. Die Venezianer dürfen nämlich keine Deutschen beherbergen. Man muss dort wohnen und seine Geschäfte machen. Sonst fehlt es an nichts und die Venezianer sind höflich und großzügig."

„Wie gern würde ich das einmal alles sehn!“

Der Kaufmann lächelte. „Ihr werdet nach Italien reisen, junger Maler. Jeder Künstler muss das. Das ist unumgebar.“ Er sah an Albrecht vorbei in die Weite des Raumes.

„Ihr habt keine Ahnung zu welch' künstlerischem Höhenflug diese Nation fähig ist, junger Freund.“

„Habt Ihr auch Künstler kennen gelernt?“

Ich habe mir in Florenz Brunelleschis Domkuppel angesehen, das Atem beraubendste Bauwerk, das je von Menschenhand geschaffen wurde. Es ist mit Worten nicht zu beschreiben. Ein Tor direkt zum Himmel, in den Schoß Gottes.

Ich war in Ghirlandaios Atelier und traf an der Tafel Lorenzo di Medicis, den man dort nur ‚Il Magnifico‘ nennt, einen jungen Künstler, wohl im gleichen Alter wie ihr, der dort antike Vorbilder studiert. Ghirlandaio sagte mir, er käme aus dem kleinen toskanischen Dorf Caprese. Er zeichnet außerordentlich, er glaubt, er wird noch viel von sich Reden machen. Er heißt Michelangelo Buonarroti.“

Er beugte sich über den Tisch. „Was die Unterstützung und Förderung junger Künstler angeht, so können wir von dort noch vieles lernen. Buonarroti speist an der Tafel di Medicis, wie viele anderer seiner Zunftkollegen, als gehöre er zur Familie.“

„Ja, daran fehlt es uns hier“, bestätigte Albrecht.

„Weil dieses Land von elenden Pfeffersäcken regiert wird, die auf ihren Geldkatzen sitzen!“ Albrecht musste lächeln darüber, dass der Kaufmann sich so erregte.

Und Ihr? Woher kommt Ihr?“

„Ich komme aus Mainz, wo ich für meinen Paten, den Drucker Koberger, einige Aufträge erledigt hab'. Ich bin aus Nürnberg gebürtig.“

Rath nickte anerkennend. „Eine stolze Stadt. Wohin wird Euch Eure Wanderschaft als nächstes führen?“

„Es sieht so aus, als hätten wir das gleiche Ziel“, sagte Albrecht. „Der Vater wollt', dass ich nach Colmar geh' zum Schongauer, und da will ich auch hin. Aber zuvor muss ich noch etwas anderes erledigen –.“ Er versank wieder in Schweigen.

Rath fasste Albrechts Arm. „Dann müsst Ihr Euch Lochners Altar in der Ratskapelle ansehen! Mein Gott, etwas Bess'eres ist in diesen Landen noch nicht erschaffen worden!“

„Das werd ich tun“, sagte Albrecht.

„Ja, die Kunst –, sinnierte der Kaufmann, dessen Blick sich auf einen imaginären Punkt im hinteren Teil des Gasthauses richtete.

„Sagt, Kaufmann. Kennt ihr einen, der Clementi heißt?“

Rath maß sein Gegenüber stumm mit einem abschätzenden Blick. „Clementi?“ Er schüttelte den Kopf und ließ den Blick zu seinen Bierkrug gleiten, wo er haften blieb.

Albrecht glaubte ihm nicht.

„Wer soll das sein?“, fragte Rath ohne aufzublicken. „Ist er Euer Grund, warum Ihr nach Köln wollt?“

Albrecht antwortete nicht sofort. Etwas hielt ihn ab. Er wägte seine Worte. Schließlich nickte er. „Ist ein seltsamer Geselle. Eine Art Mönch. Ich habe einige Holzdrucke für ihn, die er bei mir bestellt hat.“

Plötzlich sah Rath hoch und Albrecht mit einem durchdringenden

Blick an. „Sagt, habt Ihr ein paar Eurer Arbeiten griffbereit? Ich würde gern –,“

Albrecht zögerte. Schließlich nickte er. Einen nicht unbegüterten Kaufmann, sicher mit vielen Verbindungen in Köln, zu kennen, war nicht das schlechteste.

Rath bemerkte das Unwohlsein des jungen Mannes, hier, in dieser rauen und lauten Umgebung seine Zeichnungen hervorzuholen.

„Sagt, wo logiert Ihr?“

„Ich habe einen Platz in einem der Zimmer über dem Stall“, sagte Albrecht.

Rath verzog das Gesicht. „Wohl zusammen mit viel anderem Gesindel, wie? Und die Strohsäcke voller Wanzen und anderem Getier?“

Albrecht zuckte hilflos die Schultern.

Rath beugte sich so weit vor, dass Albrecht den Odem des Biergetränkten Atems riechen konnte.

„Ich bewohne für mich einen Raum, über der Schankstube. Es ist laut aber trocken und einigermaßen sauber. Packt eure Sachen, Ihr könnt auf einem bequemen Schaffell auf dem Boden schlafen. Und ein Kissen, hab' ich wohl auch noch für Euch.“

Albrecht überlegte einen Moment, doch der Gedanke an das feuchte, kalte Zimmer über dem Stall, ließ ihm die Entscheidung nicht schwer fallen.

Schon bald begaben sich die beiden Männer nach oben, misstrauisch beäugt vom Wirt, bei dem sich Rath noch eine Kanne mit starkem Bier abgeholt hatte, „zum besseren Schlafen“.

11. Kapitel

II.

Avide schloss die Wohnungstüre hinter sich.

Frankfurter bewegte sich noch immer nicht. Obwohl er es nicht sehen konnte, spürte Avide, wie sein Blick an ihm hinauf- und hinab glitt, ihn maß und bewertete.

„Kommen Sie!“

Es war wie die elektronische Verzerrung einer Männerstimme – oder besser noch einer Kinderstimme, die wie ein Mann klingen wollte.

Frankfurter humpelte in den Raum hinein, in dessen Türrahmen er gestanden hatte.

Avide folgte ihm. Das große Zimmer war in gleißendes Licht getaucht. Die Fenster gingen zur Rue Oktave Greard hinaus. Ganz leise war im Hintergrund der Motorenlärm des Verkehrs zu hören.

Jean Frankfurter blieb mitten im Zimmer stehen.

Avide sah sich um. Es gab kaum Möbel, dafür türmten sich an jeder freien Stelle Berge von aufgestapeltem Papier. Die Luft war stickig und angefüllt vom Staub und dem typisch muffigen Geruch alten Papiers.

Jean Frankfurter war etwa so groß wie ein zwölfjähriges Kind. Seine schmalen Schultern wurden von einem Buckel auf der linken Seite nach vorn gedrückt, was ihm das Aussehen eines alten Raubvogels gab, der auf Beute lauert. Sein für den kleinwüchsigen Körper überdimensional groß wirkender, normal großer Männerkopf war länglich und eine hohe, kahle Stirn, die in eine von weißem, buschigem Haar umkränzte Halbglatze überlief, beherrschte das Gesicht. Die Nase war spitz und zwei kleine Augen mit dunklen Pupillen saßen rechts und links dicht an der Nasenwurzel. Ein breiter Mund mit wulstigen Lippen saß über dem runden Kinn.

„Ich biete Ihnen nichts an, ich bin auf Besuch nicht eingerichtet“, sagte die krächzende Stimme barsch.

„Danke, das Sie mich empfangen.“

Frankfurter hob einen der spindeldürre Arme an dessen Ende große, feingliedrige Hände saßen, die ebenso wenig ins Gesamtbild passten wie der Kopf, und winkte ab.

„Was wollen Sie?“

Sein rechter Fuß wippte ungeduldig auf und ab und schlug in dem stillen Raum auf den Parkettboden einen nervösen Takt.

„Ich habe Ihre Adresse von Phillippe Valois.“ Avide beobachtete aufmerksam Frankfurters Reaktionen, doch sein Gesicht blieb Regungslos. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Frankfurters Blick ging zu dem Koffer, den Avide neben sich auf den Boden abgestellt hatte. Er griff in die Innentasche seiner Jacke und holte die Box hervor.

Frankfurter ging unsicher auf dünnen Stelzenbeinen einige Schritte auf ihn zu und schwankte dabei wie ein abgetakeltes, angeschlagenes Schiff mit Schlagseite, das sich nur noch mühsam auf der Wasseroberfläche hält.

Avide öffnete die Box und präsentierte seinen Inhalt in dem er sie Frankfurter hinhielt.

Der kleine Mann starrte ungerührt auf das Pergament.

„Ich muss es herausnehmen“, sagte er.

Avide nickte. Er erschrak, als der Papierexperte mit bloßen Fingern nach dem Brief griff, sagte aber nichts.

Frankfurter streckte die flache Hand aus und legte den Brief darauf.

Ohne den Blick von Avide abzuwenden ließ Frankfurter das Schriftstück auf der Handfläche liegen. Ganz langsam, fast wie in Zeitlupe, glitt sein Blick wie fließendes Wasser an ihm ab und hin zu dem Brief, den er noch immer, ohne ihn zu berühren, auf der Hand wog.

Er wiegt ihn tatsächlich, dachte Avide.

Mit spitzen Fingern faltete er das Schriftstück auseinander. Er wandte sich ab und ging zum Fenster, hielt es mühsam hoch und gegen das Licht.

Auf dem dünnen Pergament zeichneten sich gegen das Licht dunkle Kringel und Ränder ab, die es aussehen ließen wie eine alte Landkarte; die Karte eines Unbekannten, seit fünfhundert Jahren verschollenen Landes.

Avide beobachtete, wie Frankfurters lange verknöcherte Finger über das Papier strichen, als berührten sie die Haut einer geliebten Frau. Er klemmte das Papier vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ die Gliedmaßen auf und ab fahren. Immer wieder, die gleiche, monotone Bewegung. Avide kam es vor als vergingen Stunden.

Jean Frankfurter fühlte das Papier. Er hielt es gegen die Wange, als spräche es leise zu ihm, roch daran, betastete es, streichelte es - immer und immer wieder. Das alles passierte in fast atemloser Stille.

Der Raum schien sich von der restlichen Welt gelöst zu haben und wie durch ein Vakuum zu schweben.

Irgendwann wandte sich Frankfurter abrupt um, und seine schwarzen, glänzenden Vogelaugen, die, wie es Avide schien, fiebrig glänzten, hefteten sich auf ihn. Seine blutleeren Wangen, deren Haut von der Konsistenz des alten Papiers zu sein schien, das überall um sie herum verteilt lag, als hätte es längst nicht nur von dem Zimmer, der Wohnung, auch von dem alten Mann besitzt ergriffen, waren von einer fast schamhaften Röte überzogen.

Sie maßen sich stumm.

Es schien Avide, als überlege sich Frankfurter die nächsten Worte sehr genau. Irgendetwas unfassbares, eine seltsame, deutlich spürbare Spannung, lag plötzlich in der Luft, die sogar die Staubwolken um sie herum in leichte Wallungen zu versetzen schien.

Frankfurters verzerrte Stimme durchbrach die Stille wie ein tosender Orkan. Für einen Augenblick schien alles, das Zimmer, das Haus, die ganze Welt ins Wanken zu geraten, wie ein schlecht gebautes Kartenhaus, das einer plötzlichen Windböe ausgesetzt ist.

„Papier –,“ sagte er „ist eine der kostbarsten und doch auch vergänglichsten Erfindungen der Menschheit. Es ist wie ein Gottesgeschenk, bei dem sich Gott im letzten Augenblick überlegt

hat, ob die Menschen seines Gebrauches wirklich würdig sind. Es kann die Wahrheit in die Welt bringen, doch ebenso gut auch die Tugenden des Teufels verbreiten - Lug und Betrug. Es kann das Glück verbreiten und ebenso leicht das Verderben. Es kann eine unglaubliche, eine unbeschränkte Macht sein, in den falschen Händen. Das gesprochene Wort verfliegt, das niedergeschriebene Wort bleibt – wenigstens für eine gewisse Zeit. Die Chinesen haben vor dreitausend Jahren ihre ersten Bibliotheken in Stein gehauen.“

Frankfurter wandte sich wieder ab. Es war, als wolle er Avides Blick ausweichen, wie dem Blick eines Dämons. Fast war es, als spräche er mit sich selbst:

„Wissen Sie, welchem Umstand das Papier seine Erfindung verdankt? Der Mitteilbarkeit der Menschen. Die Chinesen hatten eines nicht bedacht, als sie ihr Wissen in die Bergwände ritzen: einen Berg kann man nicht versetzen und in die Welt hinaustragen. Die alten Ägypter nahmen Papyrus um ihr Wissen festzuhalten, doch es wurde von Mikroorganismen langsam zersetzt und die Bibliothek in Alexandria vom Feuer zerstört; die Römer und Griechen verwendeten Wachstafeln, die in der Sonne schmolzen. Es gab eine Zeit, da hatte Papier einen Charakter, eine Struktur, ein eigenes Leben. Die Chinesen stellten den ersten beschreibbaren Stoff aus Baumrinde, Hanf, Hadern und Fischernetzen her; 105 nach Christus aus dem Bast von Maulbeerzweigen, aus Bambusfasern, Chinagras.

Von China aus gelangte das Geheimnis der Kunst der Papierherstellung schließlich sogar nach Korea und Japan.

Dennoch brauchte es viele Jahrhunderte von den Chinesen der Han Dynastie über die großen Handelstädte des Islam im 3- bis 10 Jahrhundert, Samarkand, Damaskus und Bagdad, bis zu den ersten Papiermühlen in Europa, 1144 in Spanien, 1189 in Frankreich, schließlich in Italien; in Nürnberg entstand die erste Papiermühle um 1390, in der man das Papier dann mit dem Leim aus ausgekochten Tierknochen tintenfest machte. Und all die ganze Arbeit nur, weil die Menschen ihr Wissen nicht für sich behalten wollten? Nein. Das geschriebene Wort ist eine Macht. Was nützen gesprochene Gesetze? Niedergeschrieben, manifestiert müssen sie sein dann akzeptieren wir es. Was Schwarz auf Weiß geschrieben steht, das gilt. Alles andere ist Schall und Rauch. Luther predigte zu den Menschen und erreichte eine kleine, überschaubare Zahl von ihnen. Die Kirche nahm ihn nicht ernst. Erst als er die 97 Thesen an die Türe der Pfarrkirche von Wittenberg schlug, wurde er zu einem ernstzunehmenden Gegner. Schwarz auf Weiß.

Doch wie aus so vielem, haben wir auch aus dem geschriebenen Wort eine Hure gemacht, die uns dient. Niemals war das geschriebene Wort verbreiteter als heute, niemals unser Wissensstand höher – niemals wurde mehr gelogen, war die Lüge verbreiteter.

Er hielt inne, als habe er sich plötzlich eines anderen besonnen und drehte sich wieder um; wieder hefteten sich seine Augen auf Avides Körper. Das Pergament, das seine knotigen Finger fest hielten, zitterte leicht.

„Ich habe diesen Brief schon einmal in Händen gehalten.“

„Winters war also bei Ihnen.“

„Nein. Valois rief an und avisierte ihn. Aber er ist nie gekommen.“

„Ich verstehe nicht –,“

Frankfurter starrte traurig auf den Brief in seiner Hand. Woran dachte er?

Unvermittelt wandte er sich ab und durchquerte den Raum. Er steuerte auf eine Tür zu, kramte umständlich einen Schlüssel aus der Tasche seiner Hose und schloss sie damit auf.

„Kommen Sie.“

Avide betrat hinter Frankfurter einen schmalen, dunklen Flur, der auf eine verschlossene Tür hinauslief. Frankfurter hatte wieder begonnen zu dozieren. Er sprach in die Dunkelheit, zu sich selbst, als wäre er allein.“ Die erste Papiermühle auf deutschem Boden, von der ich vorhin sprach, sie wurde um 1390 von Ulman Stromer in Nürnberg betrieben. Nürnberg –,“ wiederholte er leise, und es klang wehmütig.

Er öffnete die zweite Tür und sie betraten einen dunklen, kalten Raum. Irgendwo in der Dunkelheit summt leise eine Klimaanlage

„Das meistverbraachte Papier dieser Zeit stammte allerdings von den Papiermühlen der Stadt Fabriano in Norditalien. Es breitete sich schnell in ganz Europa aus.“

Er betätigte einen Lichtschalter und der Fensterlose Raum erwachte im gedämpften Licht einer langen, rechteckigen Deckenlampe aus mattem Glas zu Leben. An den Wänden ringsumher standen zahlreiche Vitrinen, deren Inhalt ausnahmslos aus altem Papier, unbeschriebenen Pergamenten, herausgerissenen Buchseiten bestand. An einer Wand war ein langer Tisch aufgebaut, darüber ein Stahlregal, davor ein schmaler Holzhocker. Der Tisch war bedeckt mit zahlreichen Utensilien, die Avide an Versuchsordnungen aus dem Chemieunterricht seiner Kindheit erinnerten. Er und Betancourt hatten einmal fast die ganze Schule in Schutt und Asche gelegt, als ein solcher Versuch fehlgeschlagen war. Er erkannte ein großes Mikroskop, Regale voller Chemikalien und Bücher. In einer Ecke, abgedeckt mit schwarzem Tuch, eine große, wuchtige Apparatur.

Avide ließ den Blick durch den Raum schweifen, der alles Zeitmaß aufzuheben schien.

Seine Augen blieben an einer Vitrine haften, an einem etwa DIN A5 großen Stück Papier mit chinesischen Schriftzeichen. Es war zwischen zwei Plexiglasscheiben geklemmt und das indirekte Licht der Vitrine ließ das kräftige Karmesinrot der Zeichen aufleuchten. Dieses kleine Stück Papier, das ihm so verführerisch entgegenleuchtete, schien den ganzen Raum zu beherrschen.

Frankfurter humpelte einige Schritte auf die Vitrine zu.

„Ab dem zweiten Jahrhundert, wurde Papier bereits zum Gebrauchsgegenstand. Die Chinesen gebrauchten bereits Papiertaschentücher, im 9. Jahrhundert Servietten und Toilettenpapier, sogar Kleidungsstücke, Visitenkarten und Tapeten.“ Er folgte Avides Blick.“ Ab 970 war das Papiergeld in ganz China im allgemeinen Gebrauch, hergestellt aus der Rinde des Maulbeerbaumes, mit roter Farbe gefärbt.“

Frankfurter humpelte weiter.

„Erst Mitte des 15. Jahrhunderts setzte sich die Papierherstellung in Deutschland wirklich durch. In England und Holland sogar noch etwas später. Es entstanden überall auf deutschem Boden Papiermühlen. Sie entwickelten sich zu einem guten Geschäft - Leipzig, Plauen, Dresden, Zittau. Der Buchdruck hatte begonnen.“ Er stellte sich auf die Zehenspitzen und breitete seine Arme aus, wies in die Runde.“ Was sie hier sehen, ist eine Weltgeschichte. Die Geschichte der Welt in Form von Papier. Papier, das wir Menschen heute achtlos fortwerfen, wenn wir uns einmal verschrieben haben. Aus dem wir tagtäglich billige Zeitungen und Zeitschriften drucken, die am nächsten Tag schon wieder veraltet sind. Mit dem wir uns den Hintern abwischen. Aber es gab eine Zeit, da war Papier unendlich kostbar. Es war den Menschen wert, darauf unerreichte Meisterwerke zu erschaffen. Man kommunizierte damit, hinterließ Botschaften, die Kriege auslösen und wieder beenden konnten. Es gab Briefwechsel, ohne die die Kulturgeschichte der Menschheit ärmer wäre. Georg Sand schrieb mehr als sechzigtausend Briefe in ihrem Leben; Dichter, Philosophen, Reformatoren, was wären sie alle gewesen ohne das Papier.

Seine Herstellung war aufwendig. Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, verwendete man Hadern-Lumpen. Sie wurden gereinigt, sortiert und von Hand zerkleinert. Anschließend füllte man sie in die Troge eines mit Wasserkraft betriebenen Stampfwerkes ein, wo die kostbaren Fasern aus ihren textilen Geweben gelöst- und im fließenden Wasser von weiterem Schmutz gereinigt wurden. Dieser so gewonnene Stoff, der aus den mit Wasser aufgeschwemmten Fasern bestand, wurde dann in die Bütte gefüllt. Durch Schöpfen aus der Bütte wurde der Papierbogen auf der Schöpfform gebildet, ein Holzrahmen, in dem parallel liegende Bronze- und Messingdrähte ein Sieb bildeten. Auf diesem Sieb war eine aus Draht gebogene Figur befestigt, die später das Wasserzeichen des Papiers ergab. Durch geschicktes Schütteln der Bütte, eine Kunst, ein Handwerk, verfilzten sich die Fasern zu einem Blatt.

Nun kommt der Gautscher ins Spiel. Er empfängt das gefüllte Schöpfsieb mit dem nassen Blatt und drückt es auf einen Filz, auf dem der nasse Bogen haften bleibt. Den jetzt abgegautschten, nassen Bogen legt er auf einen zweiten Filz, auf dem wiederum der nächste Bogen abgegautscht wird. So entstand ein Stoß von 182 Filzen zwischen denen 181 Bogen lagen. Man nennt das einen Pauscht. Aus dem Pauscht wird mit einer Spindelpresse das restliche Wasser herausgepresst. Nun kann der Leger die fertigen Filze und Papierbogen auseinanderlegen und das Papier kommt noch einmal unter eine Presse. Zum Schluß schließlich wurden die Bögen auf den Dachböden der Papiermühlen auf Leinen wie Wäsche zum trocknen aufgehängt. Die hohen Dächer mit den vielen Luken, die der Belüftung und somit besseren Trocknung des Papiers dienten, waren das Kennzeichen der Papiermühlen. Nach dem Trocknen zog man die Papiere durch eine wässrige Leimlösung um sie tintenfest zu machen. Wieder musste es trocknen. Dann wurde es mit einem Stein geglättet und schließlich sortiert, gezählt und gefalzt. Prozesse, mit denen man noch bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das Papier herstellte. Und nun stellen Sie sich vor, die großen Künstler der damaligen Zeit, hätten ihre einzigartigen Meisterwerke auf Zellulosepapier hergestellt. Nichts von ihnen wäre heute noch erhalten. Das hier-, er hielt den Brief in seiner Hand hoch über seinen Kopf, " ist ein Kunstwerk! Egal, was darauf geschrieben steht.

III.

Avide ging zu einem der Tische und beugte sich über ein darauf liegendes Schriftstück. Es war eine Partitur. Die einzelnen Noten schwebten auf hauchdünnen, kaum noch sichtbaren Linien. Auf dem von zahlreichen verblassten Flecken übersäten, elfenbeinfarbenen Papier waren sie verlaufen und die Tinte mit der sie aufgezeichnet waren, zeigte eine seltsame rostrote Färbung. Fast konnte man meinen, ein expressionistisches Aquarell vor sich zu haben.

Er streckte die Hand vor, um es zu berühren

„ Vorsicht!“

Frankfurters schnarrende Stimme zerschnitt die Luft.

Avide zog die Hand erschrocken zurück.

Frankfurter maß ihn mit kritischem Blick.

„ Ich sagte ja schon, alles was hier herumliegt ist Geschichte. Weltgeschichte. Ich mache Expertisen, und restauriere für Museen, Antiquariate, Sammlungen.“ Er trat einen Schritt näher.

„ Das da-,“ er deutete auf das Schriftstück auf dem Tisch,“ hat mir die Staatsbibliothek in Berlin überlassen. Ich forsche daran.“ Er legte den Kopf schief und auf seiner glatten Stirn erschienen Sorgenfalten.“ Tintenfraß.“ Er sprach das Wort mit so großem Bedauern aus, als spräche er von der Erkrankung einer ihm nahestehenden Person, an deren Heilung er nicht mehr glauben konnte.

„ Die Bach-Sammlung der Staatsbibliothek ist im Besitz von 80 Prozent des gesamten schriftlichen Nachlasses von Johann Sebastian Bach und seinen Söhnen. Das sind mehr als 6600 Blätter, also über 13000 Seiten. Dazu kommen noch 133 Partituren und vieles mehr. Über einhunderttausend Seiten! Und alles ist in bedauerlichem, ja besorgniserregendem Zustand.“ Seine Stimme wurde härter.“ Bach pflegte minderwertige Tinte zu benutzen. Denn er war arm. Er benutzte Eisengallustinte.“ Er schüttelte den Kopf.“ Diese Tinte ist stark Eisenhaltig und sie oxidiert, rostet, bei hoher Luftfeuchtigkeit. Man mischte sich seine Tinten übrigens damals selbst, entweder aus Gallusäpfeln und gerbstoffreicher, gallussäurearmer Rinde oder man mischte sie mit Schwarzpigmenten und setzte Ruß oder Kohlepulver hinzu. Schon in den dreißiger Jahren erkannte man die dramatische Situation, aber man hatte leider nicht das Wissen, das wir heute haben. Der Papyrusrestaurator Hugo Ibscher kam auf die Idee die Papiere mit Lyoner Chiffonseide und Reisstärke als Klebemittel überziehen zu lassen. Ein

fataler Fehler! Die Feuchtigkeit in dem flüssigen Leim und die zu hohe Luftfeuchtigkeit während des manchmal bis zu zwanzig Stunden dauernden Trocknungsprozesses ließ die Tinte ausbluten.“

Avide wandte den Blick ab und sah fasziniert auf das Schriftstück auf den Tisch.

Frankfurter folgte seinem Blick.“ Es ist eine Seite aus der H-Moll-Messe“, sagte er und seine Stimme wurde ehrfürchtig leise, fast zärtlich.

„Wie gesagt, ich forsche daran.“

Johann Sebastian Bach...

Avide konnte den Blick nur mit Mühe abwenden.

“Sie sagten, Sie hätten den Brief schon einmal in Händen gehalten.“

Frankfurters Miene wurde ernst. Er senkte den Blick.

„Ein solches Schriftstück vergisst man nicht.“

Avide versuchte in Frankfurters Gesicht zu lesen, und erkannte die Trauer in seinen Augen als dieser wieder hochblickten.

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer wandern. Dieser Mann hatte sich selbst eingekerkert und der Welt den Rücken zugewandt.

Jean Frankfurter, dieser kleine, erwachsene Mann wirkte in dem großen, dunklen Raum noch winziger, noch anfälliger, noch verletzlicher. Es war sein Territorium, auf dem sie sich befanden, seine Höhle, seine Zuflucht und doch – Avide roch förmlich die Angst des Mannes.

Frankfurter hielt noch immer den Brief in der Hand. Er starrte darauf, als könne ihm dieses alte, zerbrechlich Schriftstück antworten auf Fragen geben, die ihn bewegten. Doch er blieb stumm. Und er sah noch etwas - Abneigung, regelrechten Hass, der seine Hand zittern ließ.

„Wissen Sie, was es heißt alles zu verlieren? Ich meine wirklich alles?“

Avide dachte an die schlimmste Zeit seines Lebens, an den gewaltsamen Tod seines Vaters, an das zerbrechen seiner bis dahin heilen Welt.“ Ja, ich denke schon.“

Frankfurter sah ihn skeptisch an.“ Ich entstamme einer alten Papiermühlenbesitzersfamilie.

1605 gründete mein Urahn die Mühle. Meine Mutter hatte die Mühle von ihrem Vater geerbt und ich wäre ihr Nachfolger gewesen. Aber sie hat einen entscheidenden Fehler begangen: Sie hat einen Juden geheiratet. Ich erspare ihnen die Details. Es genügt, wenn ich sie mit mir herumschleppe, solange ich lebe.

1940 war ich in Berlin. Meine Mutter hatte sich das Leben genommen, mein Vater war deportiert, ich selbst den Häschern nur knapp entkommen, mit Hilfe von Freunden. Ich war fünfzehn -

Es war November und der Winter stand vor der Tür. Ich lebte immer mit der Angst entdeckt zu werden, versteckte mich in leer stehenden Häusern, Kellern, Gartenhäusern, sonst wo. Ein Schicksal, wie es viele traf. Ich stahl um zu überleben, ernährte mich von dem, was andere wegwarfen. Dann wurde das Haus, in dessen Keller ich mich versteckte von einer Bombe getroffen. Ich musste raus. Es war Nacht, doch der Tag würde unweigerlich bald anbrechen. In dieser Nacht lief ich zufällig einem alten Freund meines Vaters, August Meering, über den Weg. Ein Kunsthändler, der in erster Linie mit alten Drucken handelte. Er war ein damals über die Grenzen bekannter Fachmann. Er erkannte mich. Ich war bereit ihn zu töten, doch es kam anders. Er wusste, das mein Vater bereits deportiert war und tat etwas für die damalige Zeit sehr mutiges: Er nahm mich bei sich auf. Er lebte allein. Er gab mir ein Zimmer, ein Zuhause. Wir mussten aufpassen. Ich durfte die Wohnung nicht verlassen. Nachts arbeitete ich aus Dank im Laden, räumte auf, putzte, machte die Kassenabrechnungen. Er hatte erstaunlich gute Verbindungen ins Ausland. Trotz der schwierigen Zeiten, ging sein Geschäft nicht schlecht. Er wollte das Land verlassen, in die Schweiz gehen denn er war fest vom Untergang des dritten Reiches überzeugt. Er wollte versuchen mich mitzunehmen – irgendwie.“ Seine Stimme sank, wurde träumerisch.“ Wie oft haben wir in seiner Wohnung zusammen gesessen, über alte Stiche und Radierungen gebeugt. Er war ein großer Kenner alter Handschriften und er hat mir sein Wissen beigebracht. Ich habe viel gelernt von ihm.

Der Winter ging und das Frühjahr kam. August war fest entschlossen noch im Herbst das Land zu verlassen. Er hatte bereits erste Vorkehrungen getroffen. An einem Abend im Juli 1941 betrat kurz vor Ladenschluss ein Mann den Laden. Es war ein junger Mann, doch er wirkte älter, war runtergekommen, wie so viele damals. Er war dünn, seine Zähne schlecht, seine Hände zitterten. Seine Kleidung wirkte, als habe er sie irgendwo gestohlen, der Mantel und der Hut waren zu groß, die Hose zu kurz. Ich saß unsichtbar in einem kleinen Raum, der vom Laden durch einen Vorhang abgetrennt war und machte die Buchführung, wie ich es immer tat. Ich weiß nicht warum, aber als ich die Stimme des Mannes hörte, stand ich auf und lugte durch einen Spalt im Vorhang.

Er zog ein gefaltetes Stück Papier aus der Tasche und präsentierte es August, fragte ihn, was es wert sei, ob man es verkaufen könne.“

„Es war dieser Brief?“

Frankfurter nickte.“ August nahm den Brief entgegen und besah ihn sich genauer. Ich sah, wie sein Blick immer zwischen dem abgerissenen jungen Mann und dem Brief hin- und her ging. Etwas schien ihn zu beunruhigen. August fragte, woher er diesen Brief habe. Der junge Mann antwortete, aus Familienbesitz. Er sei ausgebombt, habe seine Familie verloren und das unter den wenigen Unterlagen, die er habe retten können, gefunden.

August bat ihn zu warten. Er kam zu mir –,, Frankfurter hielt den Brief theatralisch in die Höhe,“ und zeigte ihn mir. Ich sah die Unterschrift, erschrak. Ich fragte August, ob er glaube, dass er echt sei. Und August antwortete leise etwa sehr erstaunliches –,,

Frankfurter sackte in sich zusammen, sein Arm sank, der Brief, den er bis jetzt fest in Händen gehalten hatte, flatterte wie in Zeitlupe zu Boden. Avide griff nicht ein, blieb auf seinem Platz, den Blick fest auf den kleinen Mann gerichtet, der jetzt wie in Trance weiter sprach.

„Ich höre seine Stimme, so klar, als wäre das alles erst gestern geschehen. Er sagte: Ich weiß es. Ich selbst habe vor wenigen Jahren eine Expertise geschrieben und ihm einem Freund aus Köln verkauft. Einem Sammler. Er war überzeugt, dass dieser Mann im Laden den Brief nicht rechtlich erworben oder gar geerbt oder gekauft haben konnte. Ich werde niemals vergessen, wie er sagte:

, Diesen Brief nicht. Diesen auf keinen Fall.’

Ich weiß nicht, warum er davon so fest überzeugt war. Ich sah, dass er erschüttert war. Der Brief in seinen Händen zitterte. Er stammelte leise: ‚Mein Gott’. Ich sah ihn fragend an. Er blickte mich traurig an und sagte leise.’ Er ist wie du. Er ist Jude.’

In diesem Augenblick teilte sich der Vorhang und der junge Mann starrte uns an. Er hatte wohl schon längere Zeit davor gestanden. Dann ging alles sehr schnell. Er riss den Brief an sich. In seiner Hand blitzte plötzlich ein Messer auf. Er stieß es August, der vollkommen überrascht war, ohne ein weiteres Wort ins Herz. Er brach zusammen, blieb regungslos vor mir liegen. Er ging auf mich los. Doch ich war klein und wendig. Er traf mich am Arm, ich rannte in den Laden. Er rannte hinter mir her. Ich rannte und rannte und entwischte ihm schließlich in der Menschenmenge.“ Seine hohe Stimme senkte sich.“ Wie Sie sehen, habe ich trotzdem überlebt. Gebrochen, verwundet – doch ich habe überlebt. Doch manchmal scheint es mir, als nähme die Flucht, die ich damals angetreten habe, nie ein Ende.“

Er hob den Blick und sah Avide direkt an. In seinen dunklen, tiefgründiger Augen, in denen wie ein böser Geist in der Flasche die Erinnerungen längst vergangener und doch niemals vergangener Tage lauerten, schimmerten Tränen.“ Als Valois mir Winters und den Brief avisierte, war ich für einen Augenblick wie gelähmt. Sofort kehrte die Erinnerung an damals zurück. Ich redete mir ein, es müsse ein anderer Brief sein. Es konnte nicht dieser Brief sein! Ich hatte Angst vor dieser Begegnung. Und ich gebe zu, ich war erleichtert, als er nicht kam.“ Er senkte den Kopf und blickte traurig auf den am Boden liegenden Brief.

Avide trat einige Schritte vor, bückte sich und nahm den Brief an sich.

Frankfurter stand regungslos da und sah auf ihn hinab.

„Ich weiß nicht, woher Sie diesen Brief haben und ich werde Sie nicht danach fragen. Aber eines sage ich Ihnen: Es ist nichts Gutes daran. An diesem Dokument klebt Blut.“

„Halten Sie ihn für echt?“

Frankfurter schloss die Augen.“ August schien überzeugt, dass er echt ist. Warten Sie –, Er hielt ihm die ausgestreckte Hand hin und Avide legte langsam den Brief hinein.

Frankfurter wandte sich ab und ging zu einem der Arbeitstische. Er hievte sich umständlich auf einen Hocker. Auf dem Tisch vor ihm stand ein elektronisches Mikroskop.

Behutsam legte er das Blatt darunter.

„Woher könnte Ihr Freund den Brief gehabt haben?“

Frankfurter, der bisher intensiv in die Linsen des Mikroskops gestarrt hatte, unterbrach und wandte den Kopf nach hinten.

„Ich weiß es nicht. Er war Händler.“

„Aber ein solches Stück –,

Frankfurter wandte sich wieder dem Mikroskop zu.

„Was ist aus dem Geschäft geworden?“

„Ein Neffe hat es geerbt. Ich weiß nicht, wie er hieß, immer wenn er kam musste ich mich verstecken aber er hat nach dem Krieg ein kleines Antiquitätengeschäft in Aachen eröffnet, in der Nähe des Marschier Tores, glaube ich.“

Avide überlegte, ob es lohnte, diesen Neffen aufzusuchen, falls er noch lebte. Vielleicht hatte er alte Unterlagen –

Frankfurter schien seine Gedanken gelesen zu haben. Ohne von dem Mikroskop aufzublicken sagte er:“ Das Haus in dem das Geschäft und die Wohnung Augusts lagen, wurden bei einem der letzten Bombenangriffe auf Berlin zerstört. Ich war noch einmal da –,

Avide beobachtete den kleinen, alten Mann. Er fragte sich, was Frankfurter in dem Mikroskop sah, während er da auf seinem Hocker stand und seine Augen auf die Linsen gepresst hielt.

Frankfurter sah plötzlich hoch und starrte auf die Wand.

„Ich untersuche die Fasern des Papiers. Wir kennen heute die Zusammensetzung von Papieren, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gebraucht wurden ganz gut. Ich sagte ja schon, man verwendete Hadern – Lumpen. Sie können fälschen, aber eine Fälschung, die einer Analyse mit dem heutigen Stand der Technik stand hält, ist nur mit einem Originalpapier aus der Zeit möglich.“

„Wäre es möglich sich heute noch solches Papier zu beschaffen?“

Frankfurter bewegte sich nicht. Einige Sekunden vergingen. Dann sagte er:

„Nur mit großem Aufwand – vor allem finanziellen. Sie müssten sich eine bereits beschriebene Seite beschaffen, aus einer Handschriftensammlung, einem Museum, und den darauf befindlichen Text auslöschen. Was nicht möglich ist, ohne Spuren zu hinterlassen.“

„Palimpsest.“

Frankfurter nickte.“ Ja. Die Wiederverwertung bereits beschriebenen, antiken Papiers.“ Er senkte seinen Kopf wieder über die Linsen.

„Beschaffen? Sie meinen Stehlen?“

Wieder sah Frankfurter hoch.“ Ich sagte ja, der Aufwand ist zu groß.“

Während Frankfurter sich weiter mit der Analyse des Papiers beschäftigte, ging Avide im Zimmer umher.

Er versuchte abzuschätzen, was die Exponate in den Vitrinen wohl wert sein mochten und welch einen Ruf Frankfurter genießen musste, wenn man ihm derartige Kostbarkeiten überließ.

Als Frankfurter schließlich aufblickte und sich zu Avide umdrehte, spürte er die Spannung in seinem ganzen Körper. Seine Wunden schmerzten wieder heftig.

Frankfurter musterte ihn und heftete seine kleinen, schwarzen Augen, wie ein Raubtier auf seine Beute, auf den Koffer.

Avide verstand. Er nahm den Koffer, legte ihn auf eine freie Stelle auf den Tisch neben das Mikroskop und öffnete ihn.

Der Schein des violetten Lichtes erfüllte den Raum und spiegelte sich in Frankfurters pechschwarzen Pupillen. Die feingliedrigen Finger seiner großen Hände trommelten ungeduldig auf die Tischfläche ein.

Avide holte die Vita aus dem Koffer und legte sie vor Frankfurter.

Der kleine Mann stürzte sich auf das Buch, wie ein Verhungernder auf ein Stück Brot.

Er klappte vorsichtig den Deckel auf und blätterte behutsam Seite für Seite um, fuhr sanft mit den Fingerspitzen darüber, wie ein hochempfindlicher Sensor.

Seine Stimme, gepresst und heiser, klang unheimlich in dem von aller Außenwelt abgeschotteten Raum.

„Pergament.“ Er nickte, wie um sich selbst zu bestätigen. „Wahrscheinlich Schaf – oder nein, Ziege.“ Er erstarrte in seinen Bewegungen. „Membrana Pergamena.“ Er sprach die zwei letzten Worte mit solcher Ehrfurcht aus, als wären sie Teil eines Schwures oder eines heiligen Gebetes. „Johannes Laurentius Lydus berichtet uns im 5. Jahrhundert, dass Eumenes II. von Pergamon 168 vor Christus in Rom rasierte Schafshäute überbrachte, die er Membrana nach dem lateinischen Begriff membranum für Haut nannte. Im Mittelalter wurden die Tierhäute 3-6 Wochen in eine 5-10 prozentige Kalklauge aus gelöschtem Kalk eingelegt, um anschließend besser Haare, Fett- und Fleischreste entfernen zu können denn die alkalische Lauge löst die Epidermis ab. Mit halbrunden Messern wurden die Haar- und Fleischreste auf einem Holzstamm abgeschabt, die enthaarte Haut gewaschen und in einen Holzrahmen gespannt. Dabei ziehen sich die Kollagenfasern auseinander, so dass sich dazwischen Luft einlagern kann. Diese luftgefüllten Bereiche weisen einen anderen Brechungsindex auf, so dass das Pergament opak erscheint. Danach kann man die Haut mit einem halbmondförmigen Schabemesser auf die gewünschte Stärke abschaben und mit Bimsstein oder Kreide abreiben, um die Oberfläche zur besseren Beschreibbarkeit aufzurauen. Ein Kunstwerk! Nur das Pergament allein!“ Seine kleinen Augen leuchteten. „Sehen Sie sich nur diese herrlichen Initialen an! Sie wurden nicht vom Schreiber selbst gemacht sondern von dem sogenannten Rubrikator nachgetragen, der oftmals große Kunstfertigkeit besaß.“ Er senkte seinen großen Kopf, bis die Nasenspitze fast das Pergament berührte. „Sehen Sie diese Farbe?“ Er deutete auf eine Stelle im Text. „Dieses Dunkelbraun, leicht ins Rötliche spielend? Wahrscheinlich ist es Dornenrindentinte. Sie wird aus den Rinden von Schlehenzweigen hergestellt. Theophilus nennt im frühen 12 Jahrhundert ein Rezept in seinem Traktat ‚de diversis artibus‘.

Die Zweige werden im Frühjahr geschnitten und für einige Tage getrocknet. Dann wird die Rinde abgeklopft und drei Tage in Wasser aufgequollen. Das rot-braun gefärbte Wasser wird abgossen, aufgeköcht und noch einmal wird Rinde zugegeben. Man kocht den Sud ein und gibt etwas Wein hinzu. In Pergamentsäckchen gegossen, kann man dann die Masse zum Trocknen in die Sonne hängen. Sie wird hart wie Lack. Zum Schreiben kann man einige Stücke abbrechen und in ein wenig Wasser oder Wein auflösen. Und um die Tinte dunkler und deckender zu machen, kann man Vitriol dazugeben.“ Er blätterte behutsam eine Seite um. „Ah! Sehen Sie nur, dieses Fleuronné! Diese Leichtigkeit, Duftigkeit, man kann die Blütenkelche förmlich riechen, die Blätter rauschen hören. Typisch Französisch. Seit dem zwölften Jahrhundert.“ Er wandte sich ab und holte eine riesige Standlupe hervor, die neben dem Mikroskop stand. Dass künstliche Licht der Lupe beleuchtete sein fahles Gesicht, als er durch sie hindurch die Malereien genauer betrachtete.

„Die Farben sind prächtig konserviert. Ich habe selten etwas Besseres aus dieser Zeit gesehen. Sie müssen ein spezielles Verfahren angewandt haben. Ich tippe auf Gummi arabicum. Es ist haltbarer als Eiklar. Es ist das Sekret von Akaziengewächsen, der Acacia Senegal oder der Acacia arabica. Eventuell auch Ichtylocollon, die sogenannte Hausenblase. Sie besteht aus der getrockneten Schwimmblase des Störs. Das Blau scheint mir Indigo zu sein, das man schon in der Antike verwendete; hier spielt es ins Grünliche, wahrscheinlich

Malachit. Sehen Sie die leicht bräunliche Verfärbung, hier im Rot dieser Initiale? Man hat die Seite zu lange Licht ausgesetzt. Sandaraca – Mennige, ein rotes Bleioxid, das durch Erhitzen von Bleiweiß entsteht, neigt dazu unter zu langem Lichteinfluss.

Man verwendete es auch gern als Firnis, weil seine sikkative Wirkung die Öltrocknung beschleunigt. Hier dagegen haben wir Zinnober, ein rotes Quecksilbersulfid, man erhielt es im Mittelalter durch brennen von Schwefel und Quecksilber. Schon Vitruv und Plinius kannten es unter dem Namen Minium.“

Er schaltete die Lampe aus und schien wie aus einer Art Trance zu erwachen, ein einsamer Wanderer, heimgekehrt von den Gestaden eines wundervollen Paradieses.

„ Was ist es wert?“

Frankfurter wandte ihm ruckartig den Kopf zu.“ Wert? Das hier ist mit Geld nicht zu bezahlen. Dieses Buch gegen schnöden Mammon aufzuwiegen, wäre wie Blasphemie.“ Für einige Sekunden maßen sich sie stumm mit Blicken.

„ Es gibt noch anderes, was man in die Waagschale legen könnte.“

Frankfurter hielt Avides festem Blick stand.

„ Zum Beispiel?“

„ Ein Menschenleben ...?“